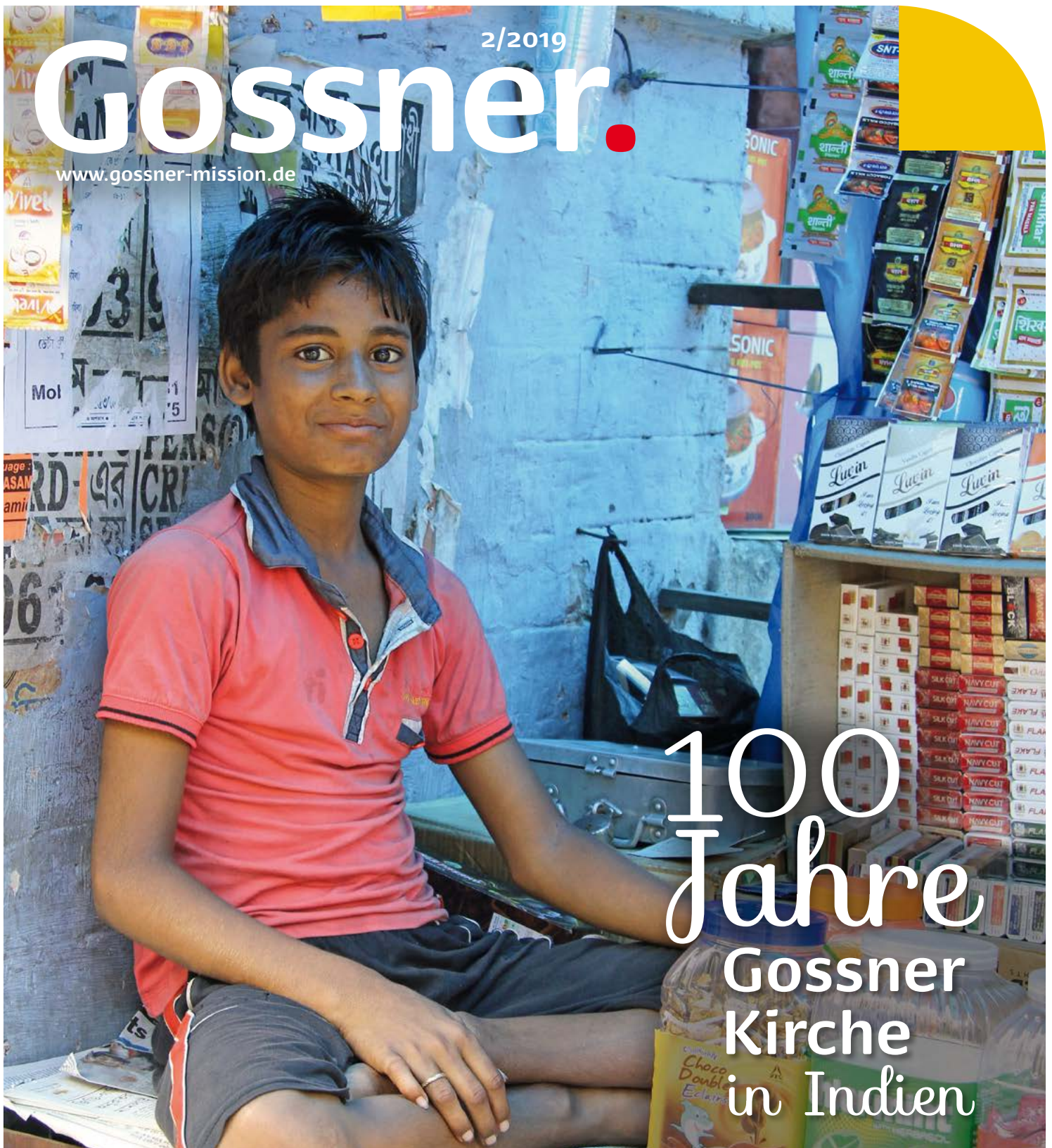


2/2019

Gossner.

www.gossner-mission.de



100 Jahre Gossner Kirche in Indien

INDIEN • Gossner Kirche: An der Seite der Adivasi • 8 – 37

DEUTSCHLAND • Der Opfer des Kolonialismus gedenken • 42

SAMBIA • Jenseits der schönen Bilder • 46



**Gossner.
Schwerpunkt.**

**100 Jahre Gossner
Kirche in Indien**

10 Autonomie:
Selbstbewusst auf den Weg gemacht

14 Missionsgeschichte:
Anderen um Jahrzehnte voraus

16 Reaktion:
„Der Herr gebe Licht und Leitung...“

18 Visionen:
Die Rolle der Missionare

22 Lernprozess:
An der Seite der Adivasi

26 Partnerschaft:
Unter Geschwistern

28 Spaltung:
Ein schmerzhafter Riss

30 Identität:
Gemeinschaft leben

32 Selbstbestimmung:
Vielfalt in Gefahr

36 Projekt
Grün wie die Hoffnung



**Gossner.
Reportagen und Berichte.**

40 Spenden:
Gemeinsam glauben, lieben –
und helfen

42 Erinnerungskultur:
Das koloniale Unrecht aufarbeiten

44 Kirchentag
Was für ein Vertrauen

46 Weltwärts in Sambia:
Mehr als Elefanten und bunte Märkte



Gossner.Rubriken.

2 Inhalt **3** Editorial **3** Impressum
4 Andacht **6, 38** Aktuell **48** Leute
50 Lesestoff **51** Kontakt **52** Projekt

Liebe Leserinnen, liebe Leser,

die Gossner Kirche begeht in diesem Jahr ihre 100-jährige Unabhängigkeit. 100 Jahre – ein Jubiläum, das Anlass zum Feiern gibt. Aus mehreren Gründen.

Am 10. Juli 1919 beschloss die Synode in Ranchi ihre Unabhängigkeit. Damit ist die „Gossner Evangelisch-Lutherische Kirche in Chotanagpur und Assam“ die erste junge Kirche überhaupt, die aus einem neuzeitlichen Missionsfeld hervorgegangen ist. Dies eröffnete ein neues Kapitel der Kirchen- und Missionsgeschichte des 20. Jahrhunderts. Der Entscheidung vorausgegangen war ein neues Konzept der Gossner-Missionare in Indien, die sich bewusst dafür einsetzten, dass immer mehr einheimische Pastoren befähigt wurden, Verantwortung zu übernehmen. Dann kam der Erste Weltkrieg und mit ihm die Internierung und Ausweisung der deutschen Missionare. Nun zeigte es sich, dass die Gemeinden tatsächlich bereit waren, selbst Entscheidungen zu treffen – und eine eigene lutherische Kirche zu gründen.

Heute ist die Gossner Kirche mit rund 400.000 Mitgliedern die zweitgrößte lutherische Kirche Indiens. Ihre Mitglieder sind zu mehr als 90 Prozent Adivasi (indigene Bevölkerung). Sie stehen außerhalb des hinduistischen Kastensystems und werden als Christen und als Indigene ausgegrenzt und unterdrückt. Da ihre Heimat im indischen Bundesstaat Jharkhand reich an Bodenschätzen ist, werden sie immer wieder von ihrem eigenen Boden vertrieben. In der Gossner Kirche finden die Adivasi Heimat und Unterstützung. Heute steht die Gossner Kirche vor neuen Herausforderungen: Die Jugend entwickelt eigene Ideen; die politischen Rahmenbedingungen im Land spitzen sich zu.

Lesen Sie in diesem Heft mehr zur spannenden Geschichte und Gegenwart der Gossner Kirche. Und gestatten Sie mir ein Wort des Dankes: an unseren Gossner-Geschichtsexperten Dr. Klaus Roeber, der stets für Fragen ansprechbar war – und immer eine Antwort hatte.

Ihnen wünsche ich erholsame sonnige Tage

Ihre



Jutta Klimmt
Öffentlichkeitsreferentin



Titelbild:
Ein Junge verkauft
Kleinigkeiten für den
täglichen Bedarf –
statt zur Schule zu
gehen. Alltag in der
indischen Gossner
Kirche.

Foto: Sebastian Keller

Impressum.

Die Zeitschrift Gossner. erscheint dreimal jährlich.

Aufgabe: 6200 Exemplare.

Redaktionsschluss dieser Ausgabe: 09.05.2019

Redaktion: Jutta Klimmt

Layout: Jana Müller-Heuser

Druck: Bonifatius-Druckerei, 33042 Paderborn

Herausgeber: Gossner Mission, Georgenkirchstraße

69/70, 10249 Berlin, mail@gossner-mission.de,

www.gossner-mission.de, Tel.: 030 / 2 43 44 57 50

Fax: 030 / 2 43 44 57 52

Bankverbindung: Evangelische Bank, IBAN: DE35 5206

0410 0003 9014 91, BIC: GENO DEF1 EK1

Ein Wort von großer Kraft und Freude

Von Dietmar Arends

Früh am Morgen brechen wir auf. Ein kleines Dorf ist unser Ziel an diesem Tag. Die Fahrt ist weit; das Dorf liegt etliche Autostunden von Ranchi entfernt. Während unseres Besuches bei der indischen Gossner Kirche werden wir heute die Einweihung einer neuerbauten Kirche mitfeiern können.

Als wir das Dorf schließlich erreichen, merken wir schnell: Das wird ein größeres Fest! Zu Hunderten strömen die Menschen herbei, um bei diesem Ereignis dabei zu sein. Und da es noch lange dauert, bis sie alle da sind und das Fest beginnen kann, schlendere ich ein paar Schritte durch das Dorf. Es sind nur ein paar einfache Häuser, eigentlich eher Hütten, die hier stehen. Viele Menschen können es nicht sein, die hier unter einfachsten Bedingungen wohnen. Sie leben von dem, was ihre kleine Landwirtschaft hergibt.

Aber dann wird gefeiert! Die Kirche ist viel zu klein für die vielen, die gekommen sind, um mitzufeiern. So wird die neue Kirche im Rahmen der Einweihung nur kurz betreten. Das eigentliche Fest, der Gottesdienst, findet unter freiem Himmel statt. Es wird ein langer Tag. Die Freude der Menschen über die kleine neue Kirche findet kein Ende.

Doch erst auf dem Rückweg wird mir die ganze Bedeutung dieses Festes bewusst. Ich frage, wie denn die Kirche finanziert worden ist. Und ich erfahre, dass die Bewohnerinnen und Bewohner dieses und der umliegenden Dörfer seit Jahrzehnten für diese Kirche gesammelt und gespart haben. Sie ist vollständig selbst finanziert: Cent für Cent oder besser Rupie für Rupie haben sie das Geld zusammengelegt.

Wie viel muss es den Menschen, die dort auf den Dörfern leben, bedeuten, dass sie diese Kirche haben! Und sei sie noch so klein und bescheiden. Wie sonst wäre es zu erklären, dass sie von dem wenigen, das sie haben, über eine so lange Zeit hinweg immer wieder etwas gegeben haben,

damit sie eines Tages dieses Fest würden feiern können. Um diesen Ort zu haben, wo sie als Gemeinde zusammenkommen, miteinander feiern, singen und beten, auf Gottes Wort hören, haben sie all die Jahre nicht aufgegeben.

Diese Lust am Wort Gottes, diese Freude am Gottesdienst, ist uns häufiger begegnet in den Tagen bei der Gossner Kirche. Fast ein wenig neidisch schaute ich etwa auf den Gottesdienst am Sonntagmorgen um sieben, als die vielen hundert Plätze in der Kirche in Ranchi nicht ausreichten. Diejenigen, die nicht früh genug gekommen waren, feierten auf Plastikstühlen ringsum die Kirche sitzend den Gottesdienst mit.

Das Wort des Propheten kommt mir in den Sinn: „Dein Wort ward meine Speise, sooft ich's empfang, und dein Wort ist meines Herzens Freude und Trost.“ Die Freude der Menschen am Gottesdienst, an einem Ort, wo sie unter Gottes Wort zusammenkommen – das erzählt mir etwas von diesem Prophetenwort.

Auch die Geschichte der Menschen und ihrer Kirche erzählt davon. Die Arbeit der Gossner-Missionare gilt bis heute als besonders erfolgreich. Der christliche Glaube fasste vergleichsweise schnell Fuß unter den Adivasi. Dass Gottes Wort des „Herzens Trost und Freude“ wird, kann nur dort geschehen, wo die Menschen damals wie heute erleben, dass dieses Wort etwas mit ihnen und ihrem Alltag zu tun hat. In der Begegnung mit dem christlichen Glauben erfuhren sich die Menschen, die in ihrer eigenen Gesellschaft ganz unten auf der sozialen Leiter standen, mit



Dein Wort ward meine Speise, sooft ich's empfang,
 und dein Wort ist meines Herzens Freude und Trost;
 denn ich bin ja nach deinem Namen genannt,
 HERR, Gott Zebaoth.

(Jeremia 15,16)

Würde ausgestattet. Da bekommt dieses Wort Gottes eine verändernde Kraft. Und diese Kraft hat dieses Wort bis heute.

Es war konsequent, dass die Arbeit der Gossner-Missionare nicht nur in Verkündigung und Unterricht bestand. Vielmehr traten sie für die Rechte der Menschen ein, dafür, dass sich an ihren Lebensbedingungen etwas änderte. Die soziale Frage war für sie aus ihrem Glauben heraus von großer Wichtigkeit. Das öffnete ihnen bei den Adivasi die Türen und führte sie in Konflikt mit den Herrschenden. Dieses Wort, an dem der Prophet Freude hat, ist alles andere als ein harmloses Wort.

Beim Propheten Jeremia ragt dieser Vers heraus wie eine Insel im Meer. Da ist so viel Schlimmes, das er zu erzählen hat. Seine Verkündigung ist ihm oft eine Last. Er wird verfolgt, bedrängt. Die Menschen hören ihm nicht zu und glauben ihm nicht. Manchmal droht er, daran zu verzweifeln.

Und dann mit einem Mal dieses Wort über die Freude und den Trost aus Gottes Wort. In all seinen Herausforderungen und Anfechtungen und auch in seiner Verzweiflung weiß der Prophet, wo er hingehört. Das gibt ihm Halt und Kraft, „denn ich bin ja nach deinem Namen genannt.“ Ich gehöre zu dir.

Das Wort ragt heraus wie eine Insel, aber es ist kein Rückzugsort aus der Welt, wie sie ist, auch mit ihren dunklen und schweren Seiten. Im Gegenteil, das Wissen, zu Gott gehören zu können, lässt ihn aus diesem Vertrauen heraus handeln. Gottes Wort zu hören, das ihm Freude und Trost ist, gibt ihm den Mut, dieses Wort weiterzusagen, gegen Unrecht einzutreten, für Recht und Gerechtigkeit zu streiten.

Eine solche Freude am Wort Gottes wünsche ich mir, die auf die verändernde Kraft dieses Wortes vertraut und deshalb nicht anders kann, als es weiterzusagen. ▀

^
 Gottes Wort wird „des Herzens Trost und Freude“: überall dort, wo Menschen erfahren, dass dieses Wort etwas mit ihnen und ihrem Alltag zu tun hat.



Dietmar Arends ist Landessuperintendent der Lippischen Landeskirche und Vorstandsvorsitzender des Dachverbandes der evangelischen Missionswerke in Deutschland (EMW). Im Herbst 2018 hat er die Gossner Kirche besucht.



Für Frauen in Indien

Gottesdienst. Die frühere Landessuperintendentin Oda-Gebbine Holze-Stäblein war „Stargast“ beim Kalletaler Himmelfahrtsgottesdienst in Talle/Lippe. Eingeladen hatte der Lippische Freundeskreis der Gossner Mission. Und mehr als 200 Gäste kamen, um die Predigt der früheren „Wort-zum-Sonntag“-Frau, die auch Mitglied des Gossner-Vorstandes ist, zu hören. Die Lipper freuten sich anschließend über die Kollekte von 868 Euro, die in die Aktion „Lippe hilft“ fließt.



< Oda-Gebbine Holze-Stäblein.

Mit „Lippe hilft“ unterstützt der Lippische Freundeskreis seit vielen Jahren wechselnde Projekte der Gossner Mission. In diesem Jahr fließen die Gelder in das Stipendienprogramm, mit dem die Gossner Mission junge Theologie-Studentinnen in Indien fördert. „Es sind dafür bereits mehr als 5000 Euro zusammengekommen“, so Freundeskreis-Sprecher Wolf-Dieter Schmelter. „Allen Spenderinnen und Spendern unseren herzlichen Dank!“



Begegnungen in Berlin

Pfingstfest. Sonnig war er, der „Himmel in Berlin“, beim Pfingstfest der Kirchen, das unter diesem Motto vor dem Schöneberger Rathaus stattfand. Mit dabei: die Gossner Mission und das Berliner Missionswerk. Im Rahmen des Festes wurde Dr. Christof Theilemann, neuer Direktor des Berliner Missionswerkes, im Gottesdienst in sein Amt eingeführt. Aus diesem Grund waren zahlreiche ökumenische Gäste angereist, u.a. Dr. Sumit Kerketta als Entsandter der indischen Gossner Kirche.

Am Gossner-Stand war indes Gelegenheit zur Begegnung: mit Gästen aus Indien und mit früheren Freiwilligen, mit Mitarbeitenden und zahlreichen EhrenamtlerInnen. Umlagert, wie so oft bei solchen Veranstaltungen: das Gossner-Glücksrad – und unser früherer Süd-Nord-Freiwilliger Mukut Bodra, der mit dem Henna-Stift kleine Kunstwerke auf Hände und Unterarme zauberte (siehe auch Seite 49). Allen, die beim Fest mitgeholfen haben, herzlichen Dank!



^ Oben: Florale Henna-Motive sind beliebt - auch bei der Berliner Regionalbischöfin Ulrike Trautwein.

< „Wie hieß der erste Präsident Sambias?“ Schwierige Fragen am Glücksrad.

Eine Stütze der Arbeit in Sambia

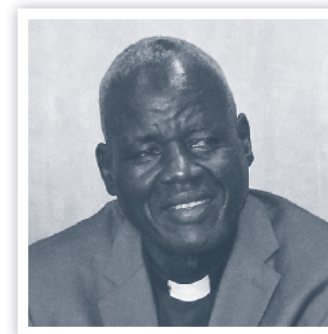
Nachruf. Vickson Syankondo: Vermutlich werden nur wenige Freunde der Gossner Mission mit diesem Namen etwas anfangen können. 1970 lud der damalige sambische Präsident Kenneth Kaunda die Gossner Mission ein, mit der sambischen Regierung die Lebensbedingungen der verarmten Tonga im Gwembetal am Kariba-Stausee zu verbessern. Vickson Syankondo wurde einer der wichtigsten Mitarbeiter im neu gegründeten Gwembe South Development Project (GSDP). Er warb erfolgreich unter den Bauern für die Bewässerungswirtschaft, die für die Tonga damals eine völlig neue Methode war. Er gewann das Vertrauen sowohl der Bauern als auch der Mitarbeitenden der Gossner Mission und vermittelte immer wieder kompetent, sachlich und beharrlich zwischen beiden Parteien. Als eine Kreditgenossenschaft gegründet wurde, beriet er die Tonga erfolgreich und vertrauenswürdig und gewann sie für dieses Projekt.

Persönlich habe ich Vickson Syankondo kennen und sehr schätzen gelernt. Er hat mich oft begleitet bei meinen Besuchen in die verschiedenen Dörfer des Gwembetals, und er hat mir das Leben und die Lebensweise der Tonga nahe gebracht. Nun ist er im hohen Alter ermordet worden. Eine schockierende Nachricht. Für mich ein großer Schmerz. Lassen Sie uns Vickson Syankondo in unserem Gedächtnis bewahren als einen, der die Gossner Mission in Sambia und vor allem im Gwembetal heimisch gemacht hat.

Erhard Mische war Sambia-Referent der Gossner Mission und ist sehr bestürzt über den tragischen Tod von Vickson Syankondo.

Delegation fährt zur Gossner Kirche

Jubiläum. Die Gossner Kirche begeht ihr 100-jähriges Bestehen mit einer Vielzahl von Feierlichkeiten. Die zentrale Veranstaltung findet Ende Oktober in Ranchi statt. Aus Deutschland wird dazu u.a. eine zehnköpfige Delegation der Gossner Mission nach Indien reisen. Zu den Teilnehmenden zählen die Berliner Generalsuperintendentin Ulrike Trautwein als Vertreterin der Ev. Kirche Berlin-Brandenburg-schlesische Oberlausitz, Landessuperintendent Dr. Detlef Klahr und Superintendentin Christa Olearius aus der Landeskirche Hannovers sowie Kirchenrat Tobias Treseler, Ökumenereferent Dieter Bökemeier und Pfarrer Stephan Schmidtpeter als Vertreter der Lippischen Landeskirche. Von Gossner-Seite gehören der Vorsitzende Harald Lehmann, Direktor Christian Reiser sowie Öffentlichkeitsreferentin Jutta Klimmt der Delegation an. Superintendent Dr. Helmut Kirschstein aus Norden, ebenfalls Landeskirche Hannovers, und Pfarrer i. R. Michael Heß, Landeskirche Westfalen, nehmen bereits im Juli an Feierlichkeiten der Nord-west-Gossner Kirche teil.



^

Verstorben:
Canon Lamton Oryem.

Gewissenhaft und engagiert

Nachruf. In Uganda starb im April Pfarrer Canon Lamton Oryem im Alter von 59 Jahren. Er war eine Stütze der Partnerschaft zwischen der Church of Uganda und dem Kirchenkreis Norden sowie später auch der Partnerschaft zur Gossner Mission. Zuletzt war er im Sommer 2018 in Deutschland. Nach außen hin oft sehr ernst und in sich gekehrt wirkend, waren manche Freunde überrascht, als er sich beim Gossner-Tag in Norden fröhlich lachend unter die Tanzenden auf dem Marktplatz mischte.

Lamton Oryem war bei den Planungen für neue Projekte stets ein wichtiger und erfahrener Ratgeber, ob es nun um die Berufsschule in Paloga oder den geplanten Bau der Kirche in Laguringi. Im Kirchenkreis Norden und bei der Gossner Mission war er bekannt als gewissenhafter und überaus engagierter Christ. Auch Rückschläge und Schwierigkeiten, von denen es in seiner Diözese Kitgum in den letzten Jahren viele gab, hat er in einem christlichen Geist bewältigt. Das Gossner-Team trauert mit der Familie um einen guten Freund.

www.gossner-mission.de





100 Jahre Gossner Kirche in Indien

Foto: Sebastian Keller



Selbstbewusst auf den AUTONOMIE Weg gemacht

Am 10. Juli 1919 entsteht erstmals aus deutscher Missionsarbeit eine selbstständige Kirche: die Gossner Evangelisch-Lutherische Kirche in Chotanagpur und Assam. Eine kirchenpolitisch und missionsgeschichtlich bedeutsame Entscheidung.

Text: Klaus Roeber

”

So erklären wir uns bereit, die sehr schwere Verantwortung der Selbstständigkeit auf uns zu nehmen.

Aus der Erklärung von 1919

Die Entwicklung zur Selbstständigkeit beginnt mit dem Abschied von zwei bewährten Missionaren, Ferdinand Hahn und Alfred Nottrott, die Indien 1910 bzw. 1913 verlassen. Es folgt eine Initiative von Johannes Stosch, der seit 1913 Präses des indischen Missionsfeldes ist. Das Kuratorium der Goßnerschen Mission in Berlin hat ihn beauftragt, im März 1914 auf der Generalkonferenz der Missionare in Ranchi folgendes Thema zu beraten: „Die Verselbstständigung der Kirche und die schrittweise Übertragung der Verantwortung an die Adivasi.“ Die Pläne kommen nicht zur Durchführung, denn der Krieg der Imperien beginnt.

In Europa werden nationalistische Gefühle geschürt, die dem Erwachen der Kolonialvölker entsprechen – sowohl in den kriegslüsternden Staaten Europas als etwa auch in der britischen Kronkolonie Indien. Mit Beginn des Ersten Weltkriegs kontrollieren die Engländer argwöhnisch die Predigten der Missionare und der einheimischen Pastoren. Sie erteilen Reisebeschränkungen, greifen auf das Schulwesen zu und beschlagnahmen Gebäude. Die Feindseligkeiten geschehen hinter dem Rücken des anglikanischen Bischofs Westcott. Der ruft in Indien zur Besinnung auf: Die Goßner-Missionare seien weder deutsche Christen noch christliche Deutsche, sie seien nicht „Germans“, sondern eben Missionare Goßners.

Aber die Kriegspropaganda ist stärker. Die Missionare müssen ihre Gemeinden verlassen, werden von ihren Familien getrennt und interniert. Schließlich ergeht der Befehl zur Deportation zur See: Alle deutschen Missionare und ihre Familien werden ausgewiesen und von Kalkutta nach London und weiter nach Vlissingen/Holland gebracht. Das Missionseigentum wird beschlagnahmt und die Schulverwaltung unter staatskirchlich anglikanische Administration genommen.

Nun zeigt es sich, dass die indischen Gemeinden alleine klar kommen. Die Adivasi-Pastoren (Adivasi nennen sich die indigenen Völker im heutigen Indien) sind ausgebildet für Gemeindeführung und Predigt, für das Spenden von Sakramenten und für Amtshandlungen. Im März 1916 wählen sie einen eigenen Vorstand. Der erste ordinierte Pastor aus dem Adivasi-Volk

der Oraon, Hanukh Dato Lakra, wird Präses bzw. Vorsitzender des Zentralkomitees für das sich nun herausbildende neue Kirchengebiet. Er setzt Schwerpunkte: Die Gemeinden sollen sich selbst unterhalten (self-supporting), selbst leiten (self-governing) und sich selbst ausbreiten (self-evangelizing). Der Wille, eine autonome Kirche ins Leben zu rufen, ist spürbar.

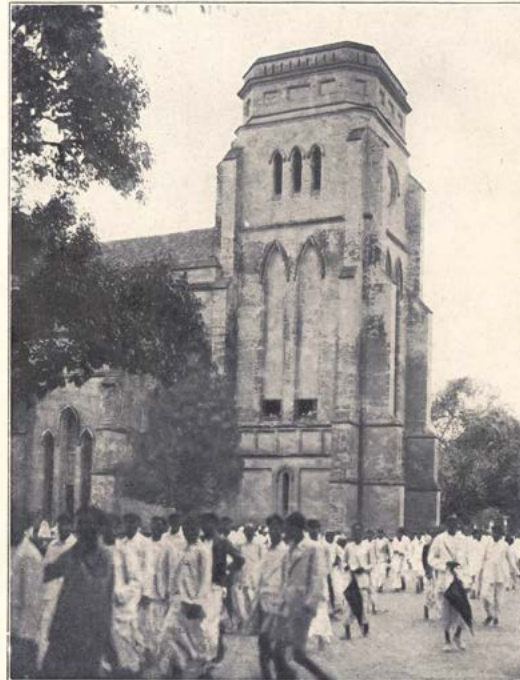
Die Gemeinden in Chotanagpur lehnen es ab, von anderer Seite beaufsichtigt zu werden und betonen ihre Eigenständigkeit. Erfolgreich verhandeln sie mit den Gemeinden in Assam über deren Integration in die werdende Kirche. Gleichzeitig respektieren sie die Entscheidung

<<

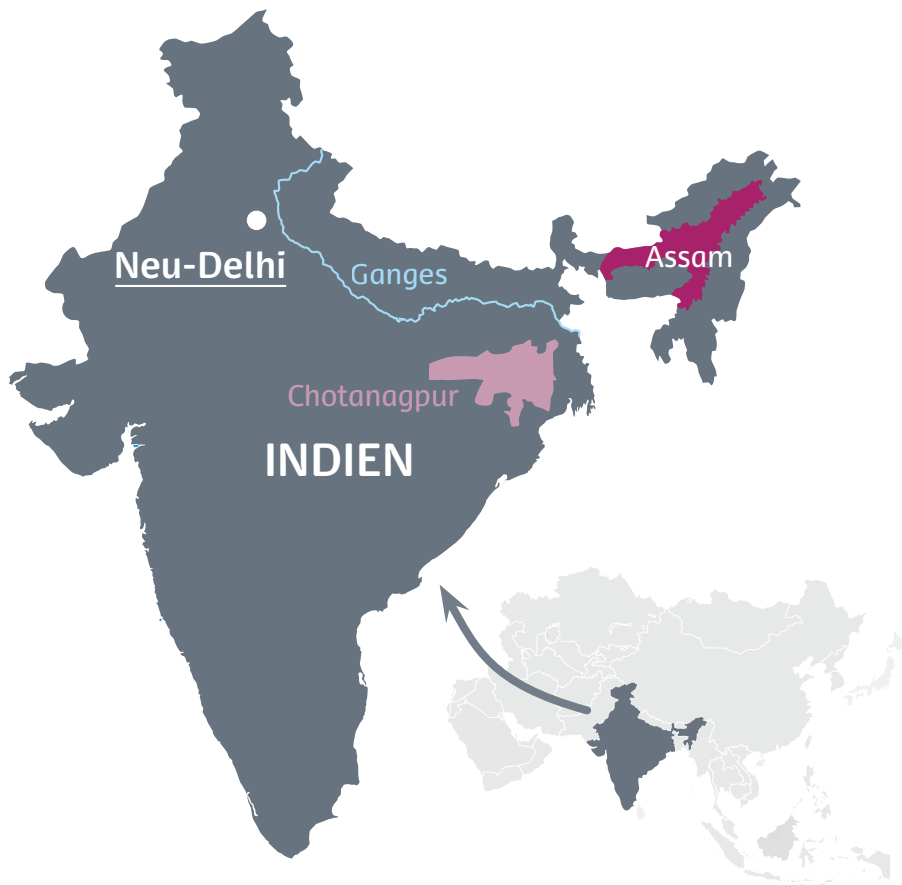
Predigerseminar der Gossner Kirche

<

Die Christuskirche in Ranchi – das Wahrzeichen der Goßnerschen Mission in Indien – und heute Mittelpunkt der Gossner Kirche.



Christuskirche in Ranchi, das Wahrzeichen der Goßnerschen Kolmission in Indien.



Autonomie

Am 10. Juli 1919 beschließt die Synode in Ranchi mit 85 Unterschriften die Autonomie. Dies wird durch Fest und Feier am 21./22. November 1920 bekräftigt. Am 23. November 1920 wird die Verfassung der Gossner Kirche angenommen und die Konstituierung der Kirche vollzogen. Damit ist die „Gossner Evangelical-Lutheran Church in Chotanagpur and Assam“ anerkanntes Mitglied der lutherischen Kirchenfamilie. Aus kirchen- und missionsgeschichtlicher Sicht ein Schritt von großer Bedeutung! Es ist das erste aus deutscher Missionsarbeit entstandene selbstständige Kirchengebiet mit einem einheimischen Kirchenpräsidenten.



der Goßner-Gemeinden am Ganges, einen eigenen Weg zu gehen, gemeinsam mit Methodisten und Presbyterianern.

Das Kriegsjahr 1917 macht klar, dass die deutschen Missionare bei Kriegsende keine behördliche Genehmigung zur Rückkehr nach Indien erhalten werden. Nun wird die Befragung aller Goßner-Gemeinden vorbereitet. Soll es eine Vereinigung mit den Anglikanern geben? Soll der lutherische Zweig des Nationalen Missionsrates die Leitung übernehmen? Oder die Lutheraner aus Südindien? Oder soll die Selbstständigkeit vorangetrieben werden?

Über die Ergebnisse der Befragung wird bei einer Versammlung berichtet, die vom Zentralkomitee einberufen wird: Es ist die erste Synode der jungen Kirche. Sie findet vom 8. bis 10. Juli 1919 in Ranchi statt. Dort wird am 9. Juli 1919 beschlossen: Die Gemeinden wollen bei der lutherischen „Mutterkirche“ bleiben und wollen diese nicht gegen eine „Pflegetante“ tauschen. Am 10. Juli 1919 wird ein Dokument mit 85 Unterschriften von der Synode beschlossen. Titel: „Entscheidung der Vertreter der lutherischen Kirche in Chotanagpur and Assam“. Darin steht: „... so erklären wir uns bereit, die sehr schwere Verantwortung der Selbstständigkeit auf uns zu nehmen“. Beteiligte an der Kirchenleitung sollen sein: der Treuhänderrat, der Nationale Missionsrat, der Exekutivausschuss des Zentralkomitees und dessen Beirat. Dieser Beschluss mit einer Länge von 30 Zeilen



ist die Geburtsurkunde der selbstständigen indischen Gossner Kirche.

„Gossner Evangelical-Lutheran Church in Chotanapur and Assam“: Die junge Kirche nimmt den Namen des Missionsgründers Johannes Evangelista Goßner an, denn: Goßner steht für Glaubensmission und nicht für koloniale Expansion; für geistgewirkte biblische Einsichten und nicht für einen dogmatischen Ungeist; für missionarischen Gemeindeaufbau im Adivasi-gerechten indischen Gemeinwesen; für Taten der Nächstenliebe als Antwort auf Gottes Menschenliebe.

Das Gossner-Kuratorium bleibt bei all dem außen vor. Erst am 22. Januar 1920 wird in Berlin ein Brief mit herzlichen Segenswünschen und väterlichen Belehrungen nach Indien abgesendet.

Die junge Kirche braucht Organisationsformen und Bezeichnungen, die ihrer theologischen Existenz entsprechen. Für alle Gremien und Ämter gibt es Bezeichnungen aus der Gemeinwesenordnung der Adivasi. Und das aus der Missionsbewegung bekannte 'Central Committee' wird verkirchlicht zum Church Council.

Am Tag vor der Annahme der Verfassung am

21./22. November 1920 feiert die junge Kirche ihr erstes Missionsfest in Erinnerung an die Missionare, die 1845 ankamen. Überschrift: „75 Jahre lutherische Mission in Chotanapur“. Die Gossner Kirche proklamiert damit ihr Bekenntnis zur Einheit von Kirche und Mission. Das bewegt den Nationalen Missionsrat von Indien dazu, sich von nun an als „National Christian Council“ zu bezeichnen. Der integrierende theologische Impuls bleibt und führt 1961 auf der Vollversammlung des Ökumenischen Rates (ÖRK) in New Delhi 1961 zum weltweiten Programm der Integration von Mission und Kirche.

Kirchliche Gestalt und missionarische Form – das sind die beiden Eckpunkte, an denen Johannes E. Goßner für die Gossner Mission (1836) und nun auch für die Gossner Kirche (1919) die Richtung gewiesen hat. ▀



Dr. Klaus Roeber ist Ehren-Kurator und hat das Projekt „Gossner-Erbe“ ins Leben gerufen, das die Geschichte der Gossner Mission lebendig halten soll.

^
Zu Kriegsbeginn interniert und dann ausgewiesen: Missionare der Goßnerschen Mission und ihre Familien.

<<
Hanukh Dato Lakra (vorne, li.), ein Adivasi aus dem Volk der Oraon, wird erster Präses der neuen Kirche. Hinten die Missionare John und Stosch.



Anderen um MISSIONSGESCHICHTE Jahrzehnte voraus

Die Unabhängigkeitserklärung der Gossner Kirche in Chotanagpur und Assam vom 10. Juli 1919 fällt in eine Zeit der weltweiten Neuverhandlung von Autorität nach dem Ende des Ersten Weltkriegs. Die Missionsleitung in Deutschland akzeptiert die neue Entwicklung schon in dieser frühen Phase rückwirkend – damit ist die Gossner Kirche anderen aus der Mission entstandenen „Jungen Kirchen“ um Jahrzehnte voraus.

Text: Andreas Feldtkeller

In Indien hatte die Britische Kolonialmacht den Ausnahmezustand und das Kriegsrecht über das Kriegsende von 1918 hinaus verlängert, was durch den Indischen Nationalkongress mit Massenprotesten beantwortet wurde. In Amritsar, dem Ort des Goldenen Tempels der Sikh-Religion, ließ der britische Gouverneur am 19. April 1919 in einem Gelände ohne Fluchtmöglichkeiten auf friedliche Demonstranten schießen. 379 Menschen starben, 1200 wurden verletzt. Die Nachricht von diesem grausamen Massaker erschütterte bei vielen Menschen in Großbritannien die bis dahin weithin ungebrochene Überzeugung, mit der Herrschaft über Indien etwas Gutes zu tun. Die Idee des Abbaus von kolonialer Herrschaft gewann dadurch auch im Zentrum der Macht an Unterstützung.

Was die Beziehung zwischen westlichen Missionsgesellschaften und den von ihnen gegründeten Missionskirchen anbelangt, findet sich der Gedanke einer Überwindung von europäischer Vorherrschaft schon deutlich früher prominent vertreten: Bereits um die Mitte des 19. Jahrhunderts hatten die beiden Missionssekretäre Henry Venn von der britischen Church Missionary Society und Rufus Anderson vom American Board of Commissioners for Foreign Missions als Ziel aller Missionsarbeit erklärt, unabhängige Kirchen hervorzubringen, die sich selbst regieren sollten, für ihren eigenen Unterhalt sorgen und ihre weitere Ausbreitung selbst in die Hand nehmen.



^ >>

Die Postkarten von 1909 verweisen auf die Erfolge der Missionsarbeit, hier in Kinkel-Gerhardpur. Kirchenbauten und die Ausbildung einheimischer Kräfte ebneten der Unabhängigkeit den Weg.

Dennoch zögerte ein Großteil der westlichen Missionsgesellschaften noch lange, die von ihnen gegründeten und betreuten Kirchen tatsächlich durch einen geordneten Prozess in die Unabhängigkeit zu entlassen. Vor dem Ersten Weltkrieg handelt es sich bei den Loslösungen von unabhängigen Kirchen aus dem Verantwortungsbereich der protestantischen Missionsgesellschaften durchweg um einseitige Prozesse einer Sezession, die nicht auf Einver-

nehmen beruhen und schon gar nicht auf Initiative der Missionsgesellschaft zustande kamen.

Für Südafrika wären etwa zu nennen die Loslösung der Tembu Church von der methodistischen Mission 1884, die Trennung der Lutheran Bapedi Church von der Berliner Mission 1890 oder die Emanzipation der Zulu Congregational Church 1896 aus dem Bereich des American Board of Commissioners for Foreign Missions. Dabei stellt die Gründung der Lutheran Bapedi Church insofern eine Besonderheit dar, als ein deutscher Missionar – Johannes Winter – sich fast von Anfang an der Sezession anschloss und als Pfarrer der von der Mission unabhängigen Kirche weiter tätig war.



Für die Unabhängigkeitserklärung der Gossner Evangelisch-Lutherischen Kirche in Chotanagpur und Assam 1919 hängt es von der Perspektive ab, inwieweit sie gegenüber den genannten Entstehungen unabhängiger Kirchen in Südafrika etwas Neues darstellt. Die deutschen Missionare waren während des Ersten Weltkriegs aus Britisch-Indien ausgewiesen worden. Ersatzweise wurde die Gossner Kirche der Autorität des regional zuständigen anglikanischen Bischofs unterstellt. Aus der Sicht der Church of England war die Absage der Gossner Kirche an diese Form von kirchenleitender Aufsicht eine einseitige Sezession – vergleichbar mit den vorangegangenen nicht einvernehmlichen Prozessen einer Loslösung.

Aus der Sicht der Gossner Mission dagegen fand die Unabhängigkeit der Gossner Evangelisch-Lutherischen Kirche Zustimmung, sobald sich die Gelegenheit dazu ergab. Die ersten aus Deutschland entsandten Missionare, die nach dem Krieg wieder eine Aufenthaltsberechtigung für Indien erhielten, fügten sich in die unabhängige Kirche ein und erkannten die Autorität von deren Kirchenleitung an. Anders als zuvor Johannes Winter taten sie dies in Übereinstimmung mit ihrer Missionsleitung in Deutschland. Darin war die Gossner Kirche den Prozessen einer einvernehmlichen Verselbstständigung von anderen aus der Mission entstandenen „Jungen Kirchen“ in den meisten Fällen um Jahrzehnte

voraus – der Großteil solcher Entwicklungen kam erst nach dem Zweiten Weltkrieg in Gang.

Zwei weitere Perspektiven mögen in diesem Zusammenhang noch von Interesse sein: Zum einen erlangte die preußische „Mutterkirche“ der Gossner Kirche ihre eigene Unabhängigkeit wenige Wochen nach der Gossner Kirche in Indien – ihre Unabhängigkeit nämlich vom Kirchenregiment durch den Preußischen Staat. Die neue, im Sommer 1919 in Weimar ausgearbeitete und am 14. August verkündete demokratische Verfassung des Deutschen Reiches legte fest, dass jede „Religionsgesellschaft“ ihre Angelegenheiten selbstständig ordnet und verwaltet. Bis dahin war das noch nicht so gewesen: Das Konsistorium war eine Behörde des Preußischen Staats.

Zum anderen gibt es interessante Parallelentwicklungen im Bereich der Orthodoxen Kirchen: in Verbindung mit dem Ringen um staatliche Unabhängigkeit vom Osmanischen Reich strebten Orthodoxe Kirchen in Südosteuropa nach



Autokephalie – der Selbstständigkeit gegenüber der Autorität des Ökumenischen Patriarchen von Konstantinopel. Die ersten autokephalen orthodoxen Kirchen des 19. Jahrhunderts entstanden wie die ersten unabhängigen Kirchen in Südafrika durch Sezession – so die Kirche des griechischen Königreichs 1833 und die bulgarische Kirche 1872. Die Serbisch-Orthodoxe Kirche war 1879 die erste orthodoxe Kirche, deren Selbstständigkeit gegenüber dem Patriarchat von Konstantinopel einvernehmlich als das Ergebnis von Verhandlungen zustande kam. ▀



Prof. Dr. Andreas Feldtkeller ist Professor für Religions- und Missionswissenschaft sowie Ökumenik an der Theologischen Fakultät der Humboldt-Uni Berlin und Vorsitzender der Berliner Gesellschaft für Missionsgeschichte.

Die erste Antwort darauf, wie die Gossner Mission auf die Unabhängigkeitserklärung der Gossner Kirche am 10. Juli 1919 reagierte, ist einfach: gar nicht. Denn sie wusste überhaupt nichts davon. 1919 war der Postweg von und nach Indien schwierig. Briefe erreichten selten und spät ihr Ziel. Als die Nachrichten schließlich nach Berlin gelangten, war die Reaktion dort überraschend positiv.

Text: Christian Reiser

„Der Herr REAKTION gebe Licht und Leitung...“

Während die Gossner Kirche in Indien schon unabhängig war, erwog das Kuratorium in Berlin noch die verschiedenen Möglichkeiten für die Zeit, bis die deutschen Missionare wieder nach Ranchi würden zurückkehren dürfen. „Die Hauptsache ist aber: Was will der Herr? Er gebe Licht und Leitung. ... (Wir) wollen nichts überstürzen und vermeiden es vorläufig, uns über die ... Vorschläge gutachterlich zu äußern“. Im September 1919 verhandelte Berlin noch mit US-amerikanischen Lutheranern, die - ausgestattet mit einem besonderen Mandat - mit ihren Missionaren die schwierige Phase in Indien überbrücken sollten. Die Leitung der Missionsgesellschaft war sich sicher, dass die Amerikaner „nur unsere Verwalter sein wollen und den Tag herbeisehnen, da sie die Stellvertretung wieder in unsere Hände legen können“.

Erst am 13. Oktober, mehr als drei Monate nach der Autonomieerklärung, erreichte ein Brief von Babu Patras Hurad die Gossner Mission, in dem er vom 10. Juli berichtete. Die Reaktion war freudig. Sogleich wurde die Presse informiert: „Die Goßnersche Missionsgesellschaft hat aus Indien soeben die überaus erfreuliche Nachricht erhalten, dass die Standhaftigkeit der lutherischen Christen der Goßnerschen Mission es erreicht hat, dass den Gemeinden die erbetene volle kirchliche Selbständigkeit gewährt worden ist“.



^
Pastor und Katechist im indischen Büchsepur:
„Wer spricht ihnen Mut zu...?“

Es waren vor allem zwei Dinge, die zu dieser positiven Bewertung führten: Das Missions-eigentum blieb erhalten und konnte von der jungen Kirche genutzt werden. Und: Die Kirche bleib lutherisch! Diese große Bedeutung der Konfessionalität überrascht, war doch Goßner selbst ursprünglich katholisch gewesen, hatte in einer unierten Kirche gearbeitet und in einer reformierten Kirche gepredigt.

Doch in Berlin regte sich auch Sorge. Waren die indischen Christen wirklich schon in der Lage, eine eigene Kirche zu leiten ohne weiße „Sahebs“? Vor allem um die Schulverwaltung, die theologische Hochschule, aber auch um die Seelsorge für die Seelsorger machte man sich in Berlin Gedanken: „Wer spricht ihnen Mut zu, wer stillt ihrer Seele Durst? Für diese Aufgabe muss wieder ein lutherischer Saheb da sein, der der Pastor der Pastoren ist.“ Im Hirtenbrief des Berliner Kuratoriums vom 18. Oktober 1919 heißt es deshalb: „Darum ist es besser, wenn es sein kann, dass wieder irgendwelche Sahebs bei euch wohnen“.

Am 23. November 1920 beriet und beschloss die neue indische Kirche eine Kirchenverfassung, womit die Gründung der selbstständigen „Gossner Evangelisch-Lutherischen Kirche“ vollzogen war. Die Ambivalenz der Goßnerschen Missionsgesellschaft bringt Indienmissionar Alfred Nottrott 1921 in einem Wort zum Ausdruck: „Notreife“. „Nach unserem Urteile war ja die Zeit noch nicht gekommen, dass wir die Kolskirche (die Missionare bezeichneten die Adivasi zunächst als Kols, Anm. der Red.) sich selbst überlassen konnten, und so ist die gegenwärtige Selbstständigkeit in unseren Augen auch nur eine ‚Notreife‘, hervorgerufen durch besondere Umstände und Umwälzungen, welche der Krieg erzeugt hat, und deren Folgen die gewaltsame Austreibung unserer Missionare waren“ (Nottrott 1921). Doch auch Stolz blitzt bei Nottrott auf: „So wäre denn dort zuerst von allen deutschen Missionen das Ziel erreicht, das sich eine jede vorstecken muss, und mit Dank gegen den Herrn schauen wir auf das Werk, das ER hat erstehen lassen und ER bis zuletzt, die Wege gar so wunderbar bereitet und gebnet hat“.

Erst 1925 durften die ersten deutschen Missionare wieder nach Ranchi reisen. Fünfzehn Jahre lang wurden danach erneut deutsche Missionare in die Gossner Kirche entsendet – nach der Vereinbarung allerdings lediglich auf Einladung der

indischen Kirche. Ihre Zahl in den leitenden Gremien der Gossner Kirche wurde beschränkt. Die Goßnersche Mission hatte die Unabhängigkeit anerkannt.

Freilich einen Rückfall gab es dann doch. Ausgelöst durch Streitigkeiten in der Gossner Kirche, bat deren Synode die Mission um eine Visitation. Als weitere Dispute ausbrachen, wählte die Kirche gegen ihre eigene Verfassung Missionspräses Johannes Stosch zu ihrem Präsidenten. Hans Lokies schrieb dazu: „Sie stehen - man verzeihe den Vergleich – wie ein verletzter Daumen in weißem Verband an einer von Tropensonne verbrannten Hand ins Auge“. 1939 kam es zu einer Einigung in der Kirche, für viele ein Wunder. Die Vereinbarung mit der Goßnerschen Mission wurde ergänzt: „Das Verhältnis zwischen dem Goßnerschen

”

Trotz aller dieser Bedenken unsererseits hat der Herr es so gefügt, und wir stehen nun wartend und gläubig aufschauend vor einer Tatsache.

Missionar Alfred Nottrott, 1921

Kuratorium und der Goßnerschen Evangelisch-Lutherischen Kirche in Chotanapur und Assam soll das von Mutter und Tochter sein, und dieses Kindesverhältnis soll so lange bestehen, als beide oder eins von beiden existieren“. Der Zweite Weltkrieg brachte das Ende dieses Rückfalls in die alten Zeiten. Kein Deutscher hatte danach mehr ein kirchenleitendes Amt in Ranchi inne.

Zusammenfassend überraschen die überwiegend positive Reaktion der Goßnerschen Mission und ihre schnelle und nie zurückgerufene Akzeptanz der Autonomie, obwohl sie selbst zwangsläufig gar nicht konsultiert worden war. Zu diesem frühen Zeitpunkt und unter diesen Bedingungen hätte die Berliner Reaktion auch ganz anders ausfallen können. Sowohl Chotanapur als auch Berlin setzten jedoch an erste Stelle, dass die junge Kirche eine lutherische Kirche wurde und dass das Missionseigentum erhalten blieb. ▀

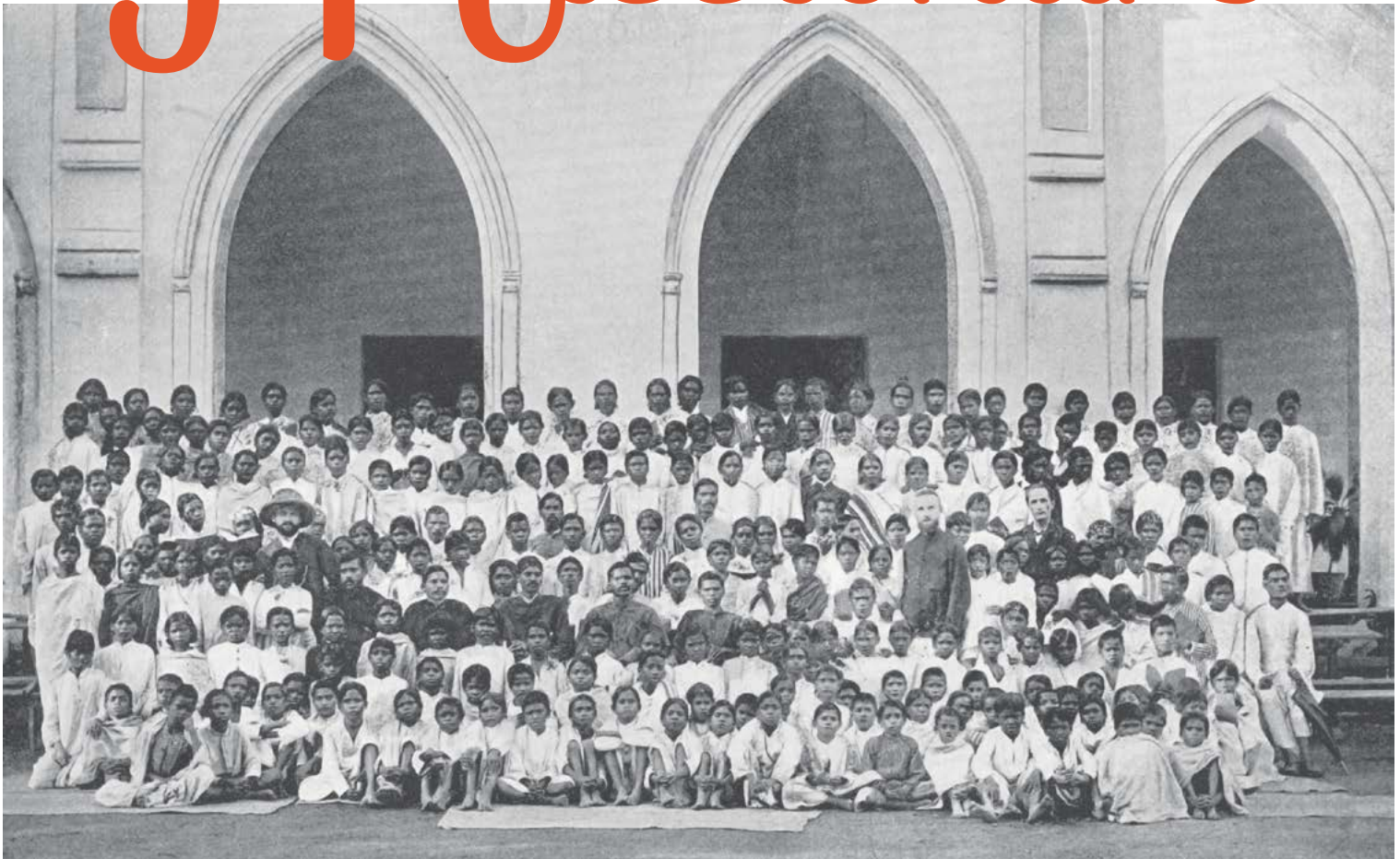


Christian Reiser ist Direktor der Gossner Mission und zugleich als Indienreferent für die Partnerschaft zur Gossner Kirche zuständig.

Die
Rolle
der

VISIONEN

Missionare



Der 10. Juli 1919 kam nicht unvorbereitet. Die junge Kirche war eine Frucht der Missionsarbeit von Goßners Missionaren im Zeitraum 1845 bis 1920. Damit öffnete sich ein neues Kapitel der Kirchengeschichte des 20. Jahrhunderts. Das löst Beifall und Respekt, aber auch Staunen und Bewunderung aus. Bis heute.

Genau genommen war die Entscheidung vom 10. Juli 1919 eine Bereitschaftserklärung. Die Autonomie der neuen Kirche war mit dem Beschluss und der Genehmigung der Verfassung rechtsgültig. Es war sozusagen die öffentlich-rechtliche Betriebserlaubnis für die „Gossner Evangelical-Lutheran Church in Chotanagpur and Assam“. Mit Briefkopf und Siegel, mit Titeln und Ämtern, mit Ausschüssen und Gremien und Hoher Synode – die ganze Last einer eigenständigen und unabhängigen Kirche! Bis es soweit war, waren einige Jahre ins Land gegangen. Das hatte – natürlich – mit dem Ersten Weltkrieg von 1914 bis 1918 zu tun.

Kirchenhistoriker, Kolonialismusforscher und Militärgeschichtler erforschen seitdem den damals erstmals eingetretenen Fall, dass ein aus deutscher Missionsarbeit entstandenes Missionsfeld zum Kirchengebiet auf britischem Territorium wurde. Und wie es verwaltet und gestaltet wurde, ehe es eine einheimische indische Leitung erhielt.

Vom Standpunkt der Missionsgeschichte aus wecken die Vorgänge bis heute ein andächtiges Staunen über ein unverdientes Geschenk. Was war geschehen? Die christlich-abendländisch-atlantische Welt zeigte im 19. Jahrhundert einen ungestümen Expansionsdrang. Seit Kaiser Konstantin – von 306 bis 337 römischer und erster christlicher Kaiser –, gab es das verpflichtende Bündnis von Staat und Kirchen. Throne und Altäre wurden auf Gedeih und Verderb miteinander verwoben. Wer sich verweigerte – und das kam reichlich vor – wurde als „Freikirchler“ oder Freidenker wie ein Staatsfeind verfolgt. Die unheilige Allianz von kolonialer Expansion und kirchlicher Ausbreitung feierte sich selbst.

Als sich dann aber die europäischen Geschwistervölker im Weltkrieg gegenseitig umbrachten und sich daran die christlichen Kirchen mit Gebet und Segen beteiligten, erschauerten

die weltweit verzauberten Völker. Die Abkehr vom unchristlich-unglaublichen Europa war nicht aufzuhalten. Denn die erwachenden Völker sagten Nein zur Welt- und West-Mission.

Doch zu Goßners` Mission sagten die Adivasivölker Indiens Ja! Hier geschah entgegen dem Zeitgeist die Neugründung einer Kirche mit Einwilligung zu selbstständigem Zeugnis, Dienst und Gemeinschaft. Hier ging die Saat der Glaubwürdigkeit auf, die die Missionare des Johannes Evangelista Goßner 1869 im indischen Ranchi ausgelegt hatten. Damals hatte ein Konfessionskrieg zwischen Protestanten, Anglikanern und Katholiken gedroht. Dem hatten sich die Gossner-Missionare entzogen. Sie entschieden sich mehrheitlich dafür, sich mit einem neuen Missionskonzept für die Errichtung einer bodenständigen, einheimischen und biblisch begründeten Kirche einzusetzen. Als Ort für den Neubeginn wurde Chaibasa auserkoren.

Zu den Missionaren, die damals vor Ort sind, gehört Alfred Nottrott, missionswissenschaftlich gebildet, organisatorisch begabt, ein experimentierfreudiger Missionsstationsleiter. Und er hat eine Vision: die Vision einer Volkskirche, die inspiriert ist durch Zeugnis und Dienst einheimischer Pastoren und Katechisten und Mitarbeiter aus dem Adivasi-Volk.

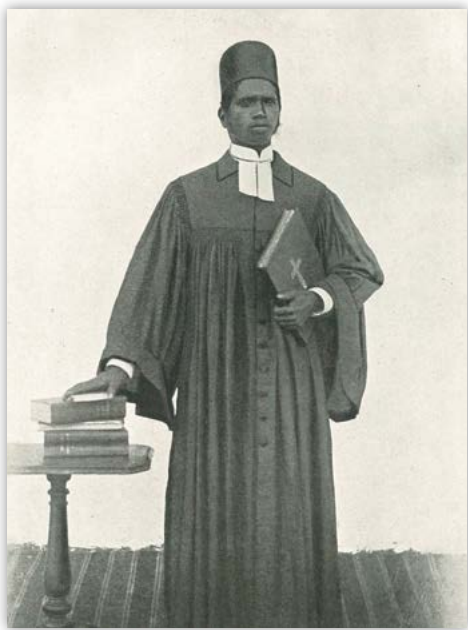
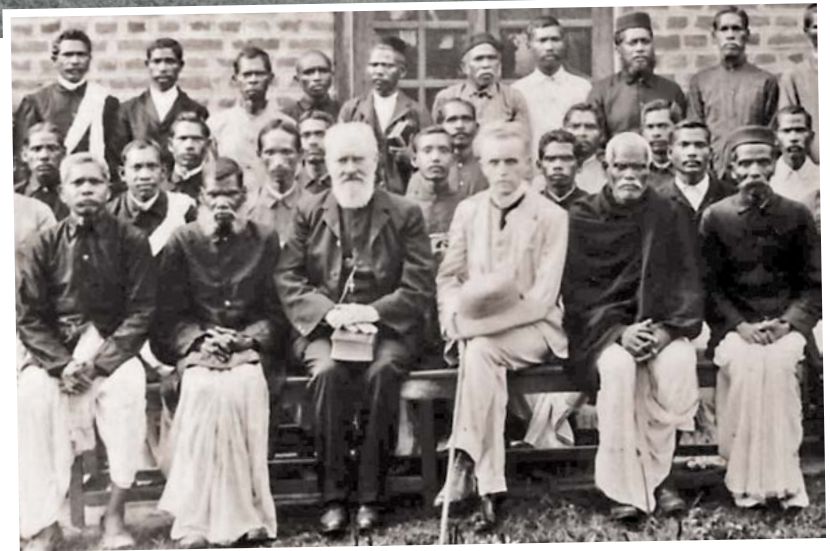
Nach dreijähriger Vorbereitung hat Nottrott, der 1867 nach Indien entsandt wurde, die Bereitschaft unter den Einwohnern geweckt, das neue Missionskonzept zu erproben. Bedingung: Die bestehende Gemeinwesenordnung der Adivasi muss anerkannt und die Autorität der Ältesten gewahrt werden.

Die nächsten Schritte ergeben sich mit dem Aufbau des Schul- und Bildungswesens. Denn um später Verantwortung zu übernehmen, braucht es Bildung, Selbstbewusstsein und die Befähigung zur Führung eines selbstbestimmten Lebens. Der Lernerifer der bis dahin schriftlosen Adivasi ist groß. Die Missionare erwerben die Schulaufsicht und stellen biblische Schulbücher her. Nottrott beginnt mit der Übersetzung des Markusevangeliums. Mit einer neuen Grammatik in Mundari, der Sprache des Adivasi-Volkes Munda, promoviert er 1882 zum Dr. phil. der Universität Leipzig. Es gelingt ihm, bis 1895 das ganze Neue Testament in Mundari zu übersetzen. Zugleich gewinnt er eine wichtige Erkenntnis: Das Evangelium findet durch seine Bibel-Übersetzungen zwar den Weg vom Auge und Ohr ins Hirn. Aber: „Das Herz wird erreicht durch die Kraft der Bhajans, der alten Lieder der Adivasi.“

Die Bhajans sind einheimische Gesänge, in denen sich das ganz eigene Lebensgefühl der Adivasi ausdrückt. Nun werden die alten und traditionellen

➤ Die erste steinerne Kirche außerhalb Ranchis wird 1872 in Chaibasa eingeweiht. Missionar Nottrott bezeichnet diesen Tag später als wichtigen Schritt auf dem Weg zur Unabhängigkeit.

➤ Knabenschule in Ranchi: Bildung gehört zu den wichtigsten Zielen der Mission.



^
Der erste Pastor von Chati.

7
Mitte: Alfred Nottrott, hier mit seinem Nachfolger Johannes Stosch und mehreren einheimischen Pastoren, gehört zu den Wegbereitern der Autonomie.

^^
Oben: Eine Gruppe von Adivasi-Pastoren.

Weisen mit biblischen Texten und Glaubenserfahrungen unterlegt. Nottrott hört die Gesänge der Menschen auf den Feldern. Und er lässt sie wieder aufklingen im ersten Mundari-Gesangbuch, das 1872 gedruckt wird.

Die Lieder stammen vorwiegend aus Herz und Mund des Beters, Dichters und Predigers Nathanael Tuyu. Tuyu ist der erste einheimische Prediger aus dem Munda-Volk, der ordiniert wird. Seine Ordination erhält er zeitgleich mit der Einweihung der ersten steinernen Kirche außerhalb Ranchis, der Kirche in Chaibasa, 1872. Nottrott bezeichnet diesen Tag später als einen Wendepunkt im Blick auf die Entwicklung hin zu einer selbstständigen Kirche. Der Vorgang signalisiert weithin: Eine neue Kirche wird vorbereitet auf der Grundlage der lutherisch definierten Kirchenlehre vom Amt und den Diensten. Dazu erklärt sich auch Hanukh Dato Lakra bereit, ein Adivasi aus dem Volk der Oraon. Er wird 1875 ordiniert – und er wird später, 1920, der erste Kirchenpräsident der jungen Gossner Kirche werden.

Nathanael Tuyu wird abgeordnet für den Dienst in Piring, wo er evangelisch predigend, herzbewegend singend und diakonisch tätig ist. Missionar Alfred Nottrott stärkt ihn in dieser Mission. Danach wird er in Tuyor angestellt, wo er eine mit Ackerland ausgestattete Pfarrstelle bekommt, um sie selbstständig zu verwalten, zu erhalten und zu gestalten. Als „Ackerpfarrer“ steht er ganz in Goßners Tradition – die deutschen Missionare waren ja als „Handwerkermissionare“ nach Indien gekommen.

Das Konzept einer einheimischen indischen Kirche bedarf der Genehmigung durch das Gossner-Kuratorium in Berlin. Die Kritik von dort ist zunächst unverhohlen. Umgekehrt regt sich in dieser Zeit Unmut bei den Missionaren in Indien: Sie kritisieren die Berliner Pläne der Beteiligung der Gossner Mission an deutsch-nationaler Kolonialmission. Und plädieren stattdessen für eine selbstständige Kirchenmission als weitergeführtes Erbe aus Johannes E. Goßners Glaubensmission.

1883 findet eine Ehrung Martin Luthers auf dem Felsplateau in Burju statt. Diese vermittelt den Teilnehmenden die Vision einer Völkerkirche als indische Adivasi-gemäße einheimische Kirche. Dazu sollen künftig die Vernetzung mit der Diakonie und ein Lastenausgleich der Gemeinden gehören.

Mit dieser Vision tritt Alfred Nottrott 1888 seine neuen Ämter als Stationsleiter von Ranchi und als Präses des Missionsfeldes an. Diese Position gibt ihm Gelegenheit, seine Einsichten und Vorstellungen auch auf andere Stationen zu übertragen. Gemeindeaufbau heißt für Nottrott: Selbsterhaltung, Selbstverwaltung und Selbstausbreitung der Gemeinden. Auch die Selbstbestimmung des Missionsfeldes als künftiges Kirchengebiet hat er im Blick. Nach diesen Prinzipien leitet er ab 1888 die Arbeit der Missionare und die Ausbildung einheimischer Mitarbeiter. Ein denkwürdiges Jubiläumfest 1895 bestätigt die Richtigkeit seiner Vision einer einheimischen Völkerkirche.

Der Weg dorthin wird jedoch zunächst unterbrochen durch Aufstände der Adivasi-Völker unter dem Volkshelden Birza Munda, der sich gegen die drohende Enteignung des Adivasi-Landes erhebt. Hinduistische Landlords hatten versucht, sich mit englischer Duldung das Land der Adivasi anzueignen. Auch hier stellt sich Präses Alfred Nottrott – ebenso wie etwa Missionar Ferdinand Hahn aus Ketzin – an die Seite der Menschen. Die beiden tragen mit dazu bei, dass die Landrechte der Munda und der Oroan für die Zukunft festgeschrieben werden: im sogenannten „Chotanagpur Tenency Act“ von 1908 (siehe dazu: Seite 22).

Die gesellschaftlichen Reformversuche, die von den Missionaren begleitet oder gar initiiert werden, werden von den Engländern kritisch beargwöhnt. Anfang des Jahres 1913 kehrt Alfred Nottrott vom Missionsfeld in Indien nach Deutschland zurück. Das Amt des Missionspräses wird an Johannes Stosch übertragen. Ihm bleibt nicht viel Zeit für Neuerungen: Mit dem Ausbruch des Ersten Weltkriegs werden alle Missionare der Gossner Mission interniert und dann deportiert. Die Entscheidung über die Zukunft des Missionsfeldes liegt nicht mehr in ihren Händen. 🟡



Dr. Klaus Roeber ist der Gossner Mission über seine Forschungen und sein großes ehrenamtliches Engagement, aber auch „familiär“ verbunden – als Nachfahre der Missionare Alfred Nottrott und Paul Gerhard, die beide nach Indien entsandt waren.

Literatur-Hinweise

Alle Missionare haben sich für das Ziel der Verselbstständigung des Missionsfeldes engagiert: auf ihren Stationen, an Schulen und Ausbildungsstätten. Alfred Nottrott jedoch kann als „Prototyp“ genannt werden, weil er selbst viel über das Thema geschrieben und berichtet und vieles dokumentiert hat. Zudem hat er an drei Stellen als Stationsleiter gewirkt. Nottrotts Spuren finden sich in den hier nachstehend genannten Werken. Auch für die weiteren Artikel zum Schwerpunktthema „100 Jahre Gossner Kirche“ wurden u.a. folgende Quellen herangezogen:

- Walter Holsten: Johannes Evangelista Goßner. Glaube und Gemeinde. 1949
 - Theodor Jellinghaus: Die Kols in Ostindien und ihre Christianisierung. Allgemeine Missionszeitschrift (AMZ) 1874
 - Hans Lokies: Die Gossner Kirche in Indien. Durch Wachstumskrisen zur Mündigkeit. 1949
 - Ludwig Nottrott: Die Goßnersche Mission unter den Kolhs. Zwei Bände. Halle 1895
 - Klaus von Stieglitz: Der unvollendete Auftrag. Mission am Beispiel der Goßner-Kirche in Indien. Stuttgart 1969
 - 50 Bilder aus der Goßnerschen Kols-Mission. Berlin 1895
- Sowie:
- Die Biene auf dem Missionsfelde. Zeitschrift der Gossner Mission (einschlägige Jahrgänge)
 - Private Briefe Nottrotts

An der Seite LERNPROZESS der Adivasi

In der Gossner Kirche wird bis heute die Geschichte des Anfangs der Mission in Chotanagpur besungen. Die Namen der ersten vier Missionare werden immer wieder genannt: Emil Schatz, Theodor Jahnke, Friedrich Batsch, August Brandt. Woher aber kommt dieser gute Ruf der Mission – sogar noch hundert Jahre, nachdem die Kirche selbstständig wurde?

Text: Ulrich Schöntube

1845 gelangten die ersten vier Missionare der Gossner Mission nach Chotanagpur, dem im heutigen Bundesstaat Jharkhand gelegenen Hochplateau. Bildreich wird in der Gossner Kirche bis heute erzählt, wie die vier schon aufgeben wollten – und sich dann doch nach fünf Jahren Missionsarbeit ein „Erfolg“ einstellte. Dieser Erfolg war die Konversion der ersten Adivasi vom Volk der Oraon.

In den deutschen Quellen ist neben dem dankbaren Jubel auch ein Staunen zu erkennen. Dieses beruht auf einem Lernprozess, der in der ersten Konversion zu erkennen ist. Die Missionare wollten ursprünglich vor der Annahme des christlichen Glaubens ein Bekenntnis der Sünde hören. Sie waren nämlich in deutscher Erweckungstheologie geschult. Die drei Oraon – Kesu, Bandhu Gurha und Neumann – wollten jedoch nicht getauft werden, weil sie sich als Sünder fühlten. Sondern sie hatten gesehen: „Die Missionare feiern unter sich den Gottesdienst ebenso wie mit uns; sie essen danach und laden uns ein.“ Die Oraon fühlten sich angenommen und als gleichwertig angesehen. Emil Schatz, der über die Konversion berichtet, gibt recht genau zu erkennen, was er selbst lernte: Nicht das Sündenbekenntnis, sondern die soziale Erfahrung der Gleichheit führte dazu, dass die drei Männer den christlichen Glauben annahmen.

Dieser Lernprozess, der den Fokus auf die soziale Frage lenkte, war im Blick auf die Landfrage viel schwie-

riger. Dazu sei zunächst die rechtliche Ausgangslage kurz geschildert. Nach indigener Tradition gehörte das Land der Familie, die es urbar gemacht hatte. Als im 17. Jahrhundert ein Königtum entstand, war jede Familie mit Landeigentum verpflichtet, den König durch Abgaben zu unterstützen. Um dies in der Weite des Landes zu organisieren, wurden Steuerpächter, sogenannte Zamindare bzw. Tikadare eingesetzt. Sie waren für das Eintreiben der Steuern und Abgaben zuständig. Als der König zum Hinduismus konvertierte, ließ er die Steuerpächter in die Kriegerkaste erheben. Die Steuerpächter versuchten nun ihrerseits, großen Landbesitz zu erlangen und erhöhten beständig die Abgaben, die die Landbevölkerung zu leisten hatte.

Als die Engländer 1771 die Herrschaft in der Region Chotanagpur übernahmen, war für sie die Situation schwer einzuschätzen, da ihre Übersetzer meist eben jene Zamindare waren. Sie statteten diese Steuerbeamten 1809 zusätzlich mit polizeilichen Rechten aus. Die Landfrage spitzte sich zu, denn die Landbevölkerung war nun ohne rechtliche Appellationsinstanz willkürlichen Abgabenerhöhungen ausgesetzt. Schon bevor die Missionare 1845 in Ranchi ankamen, war die Situation in mehreren Aufständen eskaliert.

”

Die drei Oraon sahen nun, dass wir allein auch nichts weiter machten als: singen, beten, lesen, predigen, und dass wir von Hokuspokus nichts wissen. Das machte auf sie einen großen Eindruck.

Missionar Emil Schatz, 1850



Zunächst waren die Missionare gegenüber der Landfrage sehr zurückhaltend. Sie standen in der Tradition der lutherischen Theologie, die strikt zwischen zwei Reichen trennte und die weltliche Obrigkeit als Gott gegeben ansah. Wie tief diese Haltung verbreitet war, zeigt ein Bericht von einer Gemeindegemeinschaft im Jahr 1871. Hier ist es sogar ein einheimischer Lehrer am Predigerseminar, ein gewisser Hanukh, der diese lutherische Auffassung vertrat. Er sagte: „Höret Brüder, ihr beklagt euch so häufig über die Thikadare. Ihr thut aber nicht recht daran. (...) Wisset, dass auch die Thikadare von Gott eingesetzte obrigkeitliche Personen sind. Sie haben Macht über uns empfangen; ihnen müssen wir auch geben, was ihnen gehört.“

Die Freiheit des Glaubens bedeutete nicht die Freiheit von sozialen Gehorsamspflichten. Diese Haltung setzten die Missionare in der Frühzeit radikal um. Als der anglikanische Bischof George Edward Cotton im Frühjahr 1864 die Gossner Kirche besuchte, überreichte ihm an der Kirchentür eine Gruppe von Adivasi einen Katalog von Beschwerden über die Landfrage. Missionar Friedrich Batsch, der den Bischof begleitete, nahm die Petition und zerriss sie vor den Augen der Adivasi. Später, als eine Gruppe der Adivasi Geld gesammelt hatte und einen Gerichtsprozess zur Landfrage in Kalkutta anstrebte, bezeichnete Batsch die Aktivisten auf

der Kanzel als „verdammte Leute“. Er exkommunizierte sie sogar. Batschs jüngerer Missionarskollege Thomas Jellinghaus berichtet später beschämt darüber: „Es ist dies später in öffentlichen Schriftstücken in Abrede gestellt worden; aber ich habe mich innerlich empörende Worte als damals erst 5 Monate alter Missionar in mein Tagebuch geschrieben.“

Eine Wende in der Haltung der Missionare wurde 1868 eingeleitet. Es gab innerhalb der deutschen Missionare eine Spaltung. Missionsgründer Johannes E. Goßner hatte ursprünglich seine Missionare ohne finanzielle Mittel ausgesandt. Sie sollten als Handwerker und Lehrer von ihrer Hände Arbeit im Missionsfeld leben. Die Missionare brachten es nun aber durch wirtschaftliches Geschick zum Besitz von Häusern und Grundstücken. Die Missionsleitung in Berlin wollte das ordnen und führte Missionsstatuten ein. Die älteren Missionare fühlten sich an deren Ausarbeitung nicht angemessen beteiligt. Sie erklärten ihren Austritt aus der Gossner Mission, schlossen sich der anglikanischen Kirche an und wurden erneut ordiniert. Ihre Hoffnung

^
Nach indigener Tradition gehört das Land der Familie, die es urbar gemacht hat. In der Landfrage engagieren sich die Missionare schließlich für die Rechte der Adivasi.



30. Ein christlicher Bauer mit seinen Söhnen.

<

Ein christlicher Adivasi-Bauer mit seinen Söhnen.

>

Näherschule in Kinkel: Um die Bildung der Mädchen kümmern sich oftmals die Frauen der Missionare.

Chotanagpur-Erlass

„Chota Nagpur“ – darin klingt der stolze Anspruch der Adivasi auf ihr Land an. Sie waren es schließlich, die den früheren wilden Dschungel in der Region überwältigten; sie fühlen und bezeichnen sich bis heute als die „Ersten im Lande“. Vor etwa zehntausend Jahren waren Adivasi-Völker – Oraons, Mundas, Santals – nach Zentral-Ostindien gekommen. Dem Zugriff der nachrückenden Hindu-Fürsten entzogen sie sich, indem sie sich immer weiter in die Berge und Wälder zurückzogen. Sie achteten hier auf den Erhalt ihres gemeinsamen Lebensraumes und respektierten gegenseitig die verschiedenen Lebensweisen. Gemeinsam sicherten sie ihre Felder und Dörfer und bewahrten Wasser und Wald für ihre Nachfahren. Das Verharren auf ihrem Erbland bedeutete die Sicherung ihrer Zukunft.

Im 16. Jahrhundert wurde der Druck der vordringenden indischen Landesfürsten und später der europäischen Kolonialmächte immer stärker. Das führte Ende des 18. Jahrhunderts schließlich zu mehreren Aufständen. Unterstützt von den Missionen wurde bis 1902 dann alles Land vermessen und wurden Rechte und Pflichten aller Seiten bestimmt. Der »Chotanagpur Tenency Act«, der den Landbesitz regelt und den Adivasi Landrechte zusichert, wurde 1908 fertig gestellt. Große Teile des Adivasi-Landbesitzes waren dem Landraub allerdings bereits zum Opfer gefallen. Doch mit dem Erlass setzte am Beginn des 20. Jahrhunderts ein neues Nachdenken über Menschenrechte und Menschenwürde ein. So wurde auch in die Verfassung des seit 1947 unabhängigen Indien der Schutz vor Ausbeutung und das Recht auf Gleichheit aller indischen Völker aufgenommen.

war, so viele Adivasi wie möglich auf ihre Seite zu ziehen. Dazu eignete sich insbesondere die Landfrage.

Die Vertreter dieser sogenannten „Gegenmission“ versuchten vor allem in den ländlichen Gebieten glaubhaft zu machen, dass sie durch ihre besseren Kontakte zu englischen Beamten bessere Möglichkeiten hätten, Hilfe zu leisten. Dies führte an einigen Orten zu regelrechter Konkurrenz zwischen den Missionaren.

Es ist auffällig, dass in den Ausgaben der Gossner-Zeitschrift „Die Biene auf dem Missionsfelde“ nach 1868 das Land-Thema nun immer öfter in den dort abgedruckten Briefen der Missionare angesprochen wird. Die innere Anteilnahme wird größer. So berichtet Missionar Didlaukies von einem Besuch im Dorf Changatola bei Dumatoli von einem Christen, der jedes Jahr um die Ernte durch den Thikadar betrogen wird. Er kann deshalb seine Kinder nicht satt bekommen: „Es war ein Augenblick, den ich nicht im Stande bin zu beschreiben. ... Man möchte sich selber fast schämen. Ich versuchte sie zu trösten, ermahnte zu fernem anhaltenden Gebet.“

Zu dieser innerlichen Anteilnahme der Missionare gehört auch, dass sie in dieser Phase



Frau Missionar John II mit ihrer Nähshule in Kinkel

anfangen, die indigenen Sprachen der Munda und Oraon zu lernen. Dies ermöglicht ihnen, viel näher bei der Adivasi-Bevölkerung zu sein und mit den Menschen zu beten. Das führt zwangsläufig nun aber dazu, dass eine Enthaltung in Konflikten der Landfrage immer schwieriger wird. Immer öfter treten die Missionare lokal als Vermittler gegenüber den Thikadaren auf. Didlaukies lässt sich sogar für eine Familie stellvertretend gefangen setzen, um mit dem abwesenden Steuereintreiber direkt verhandeln zu können.

In öffentlichen Stellungnahmen halten sich die Missionare jedoch zurück. Als Ende des 19. Jahrhunderts lokale Führer, die meist von Missionaren ausgebildet worden waren, vor Gericht mit Advokaten für ihr Landrecht streiten wollen, weisen die Missionare sie zurück. In ihren Briefen bezeichnen sie diese sogenannten Sardare interessanterweise als „socialistische Wähler“, die das „Gift der Sozialdemokratie“ in das Missionsfeld brächten. Das ist in der Wortwahl für uns heute ungeheuerlich.

Allerdings hätte eine Verbindung der deutschen Mission mit der politischen Bewegung der Sardare und dem späteren Aufstand unter

Birsa Munda vermutlich das Ende der Mission bedeutet. So ist rückblickend die politisch distanzierte, aber innerlich Anteil nehmende Haltung nachhaltig gewesen. Die Bemühungen der Missionare, in der Landfrage zu vermitteln, münden schließlich 1908 in den sogenannten „Chotanagpur Tenancy Act“ – in ein Gesetz, dass der indigenen Bevölkerung Landbesitz nach ihren Rechtsformen bis heute zusichert. Daran ist maßgeblich Alfred Nottrott beteiligt, der damalige Präses der deutschen Missionare in Ranchi.

Betrachtet man den Zeitraum des Wirkens der deutschen Missionare von der ersten Bekehrung 1850 bis zu diesem Gesetz, dann ist deutlich ein Lernprozess zu erkennen. Die Missionare nehmen sich auf ihre Weise der Landfrage an, ohne revolutionäre Restitutions des Landbesitzes zu unterstützen. Umso stärker wird im Laufe der Zeit die kulturelle und geistliche Anteilnahme am Leben der Adivasi. Die Missionare wenden sich immer mehr der sozialen Not zu. ▀



Dr. Ulrich Schöntube ist Pfarrer der Ev. Kirchengemeinde Berlin-Frohnau, die dank seiner Initiative enge Kontakte zur indischen Gossner Kirche unterhält. Von 2007 bis 2014 war er Direktor der Gossner Mission.

Unter Geschwistern

Wie ist das Verhältnis zwischen Gossner Kirche und Gossner Mission heute? 1939 sollte es festgeschrieben werden: die Mission als Mutter, die Gossner Kirche als Tochter. Diese Idee durchzieht die Berichte und Briefe vom Beginn der Missionstätigkeit 1845 bis ins 21. Jahrhundert. Heute sind wir Geschwister.

Text: Christian Reiser

Noch vor zehn Jahren schrieb mein Vorgänger Dr. Ulrich Schöntube zum 90. Jubiläum der Unabhängigkeit der Gossner Kirche: „Die Selbstständigkeit der Kirche ist ein offener Lernprozess sowohl für die Mutter als auch für das Kind. Er ist noch lange nicht abgeschlossen... Vielleicht ist der letzte Schritt der Selbstständigkeit erst erreicht, wenn die Mutter überflüssig für das Überleben des Kindes wird ... Dann beginnt die Zeit, in der sich unabhängige selbstständige Partner begegnen und sich im Gottvertrauen für den je eigenen Weg in der Missio Dei bestärken.“ Doch am Ende fragt er sich: „Ist diese Zeit gekommen?“

Das Memorandum des Theologen Lic. Günther Schultz stellt diese Beziehung schon 1954 radikal infrage: „Ich vermag für einen Missionar der Goßnerschen Missionsgesellschaft in Indien keine echte Aufgabe mehr zu sehen. Eher sehe ich seine Tätigkeit als ein Hindernis für die wirkliche Selbstständigkeit der Kirche und ihrer eigenen Entwicklung in Organisation,

Theologie und sonstigen Lebensäußerungen.“ Das Kuratorium der Gossner Mission weist nach einer sechsstündigen Sondersitzung diese Kritik zurück.

1969, fünfzig Jahre nach der Unabhängigkeit, beschließt die Gossner Kirche, alle Zahlungen der Gossner Mission abzulehnen. Echte Unabhängigkeit ist das Ziel. Die Gossner Mission bezweifelt, dass die Kirche schon für sich selbst stehen kann. Sie bittet darum, drei Programme weiter unterstützen zu dürfen: das Hospital in Amgaon, die Berufsschule Fudi und die Missionsarbeit der Kirche. Das wird ihr gewährt.



Unter Geschwistern:
Gossner Kirche und Gossner Mission
entsenden heute regelmäßig junge
Freiwillige zum jeweiligen Partner.





Das Verhältnis zwischen dem Gossnerschen Kuratorium und der Gossnerschen Ev.-luth. Kirche in Chotanagpur und Assam soll das von Mutter und Tochter sein, und dieses Kindesverhältnis soll so lange bestehen, als beide oder eins von beiden existiere.

(Aus der Vereinbarung 1939)

Und es entstehen neue Ideen Ende der 60er: Missionsdirektor Christian Berg betont die Gleichrangigkeit, indem er ein neues Missionsfeld für die Gossner Mission und die Gossner Kirche in Nepal eröffnet. Der frühere Kuratoriumsvorsitzende Hans Grothaus schreibt 1986: „Seit spätestens 1969, dem 50. Jubiläum der ‚Tochter‘, will die ‚Mutter‘ auch nicht mehr ‚Mutter‘ genannt werden. Partnerin möchte sie der Tochter sein. Eigentlich wollte sie dies schon viel früher, aber der Ablöseprozess gestaltete sich schwierig, und es ist nicht immer auszumachen, ob die Mutter die Tochter wirklich freigab oder ob sie doch dankbar an der Mutterrolle festhielt, wenn die Tochter es anbot.“

Schon seit der Weltmissionskonferenz 1947 prägt ein neuer Begriff die ökumenische Debatte: Partnerschaft. In der Schlusserklärung heißt es: Die Kirchen des Südens sollen „ein für alle Mal den so hemmenden Geist der Abhängigkeit von den älteren Kirchen ablegen (...) und ihre eigenen Anliegen selbst verwalten, die Richtlinien ihrer Arbeit selbst ziehen und unter der Leitung Gottes, des Heiligen Geistes, ihr eigenes, bestimmtes Zeugnis in der Welt ablegen.“ Die Bedeutung dieses neuen Begriffs fasst Bischof Gerhard Ulrich 2017 zusammen: „Das war nichts weniger als eine komplette Neudefinition der Beziehungen von Missionsgesellschaften und westlichen Missionaren auf der einen und den einheimischen Christen, den sogenannten jungen Kirchen, auf der anderen Seite.“

Der Begriff Partnerschaft drückt respektvollen Umgang, vertrauensvolle Zusammenarbeit und Fairness zwischen gleichberechtigten Partnern aus. Er umfasst auch, dass ein Partner die Beziehung beenden kann. Die Konnotation kann dabei unterschiedlich sein: Im Geschäftsleben sollen beide Partner von der Beziehung profitieren, während eine Lebenspartnerschaft auf eine lebenslange Beziehung abzielt.

Die Gossner Kirche und die Gossner Mission sind also Partner? Partnerschaft klingt für mich etwas langweilig und leblos. In der Bibel finden wir den Begriff Partnerschaft nicht. Jesus nennt seine Jünger Brüder und Schwestern. Auch wenn es ein wenig altmodisch klingt, gefällt

es mir besser, die Beziehung von Gossner Kirche und Gossner Mission als die von Brüdern oder Schwestern zu beschreiben. Es unterstreicht, dass wir einen Vater haben und leugnet nicht, dass es viele Unterschiede zwischen uns gibt. Gleichzeitig macht es deutlich, dass wir nicht aufgrund unserer eigenen Entscheidung diese Beziehung haben und sie nicht leicht und leichtfertig aufgeben können.

Geschwister sind in der Regel diejenigen, die uns am längsten im Leben kennen. Sie werden kurz vor oder nach uns geboren, und wenn Gott es erlaubt, gehen sie mit uns durch die längste Zeit unseres Lebens. Streitigkeiten sind zwischen Brüdern und Schwestern keine Seltenheit, aber gleichzeitig gibt es eine Verbindung, die nicht gebrochen werden kann. Und selbst wenn einer von ihnen sich entscheidet, ohne den anderen zu leben, wie Jakob und Esau, ist die Verbindung immer noch da und kann wieder hergestellt werden.

Heute als „Vater“ zu den „Kindern“ nach Ranchi zu reisen, empfinde ich als komischen Gedanken. Aber meine Brüder und Schwestern in Jharkhand, Odisha und Assam zu besuchen, ist ein Gedanke, der Freude weckt. Über all die Grenzen dieser Welt hinweg haben wir dort Verwandte! Und wir tragen den gleichen Familiennamen: Gossner. Wie gute Geschwister greifen wir einander unter die Arme. Die Gossner Mission unterstützt Projekte, wie die Martha-Kindergärten oder die Gesundheitsstationen in Karbi Anglong. Die Gossner Kirche fördert den Freiwilligenaustausch, der für die Gossner Mission als „Jugendarbeit“ besonders wichtig ist.

Als Partner, als Brüder und Schwestern sind wir Nachfolger Jesu. Bischof Ulrich: „Partnerschaft, Mission und Ökumene – das sind: Wir. Das ist: Gemeinschaft der Nachfolger Jesu. NachfolgerInnen dessen, der uns liebt. Uns annimmt. Der uns befähigt: Zusammenzuarbeiten mit Vielen. Anzunehmen, was fremd erscheint und gemeinsam Wahrhaftigkeit und Gerechtigkeit, Frieden und Zukunft in die Gesellschaften zu tragen.“

Ich kann nur hinzufügen: So soll es sein. Amen. ▀



Christian Reiser ist Direktor der Gossner Mission. Auf der Beziehung zur indischen Gossner Kirche liegt immer schon das Hauptaugenmerk der Leitung des Werkes.

Ein schmerz- hafter SPALTUNG RIS S



Am 13. Januar 1977 spaltete sich die Nordwest-Diözese von der Gossner Kirche ab – und ernannte sich selbst zur „North-Western Gossner Kirche“. Seit dieser Zeit gab es eine Reihe von Versöhnungs- und Wiedervereinigungsversuchen. Doch nun, im Juli 2019, begeht die Nordwest-Kirche ihre eigenen Feierlichkeiten zum 100. Jahrestag der Autonomie.

Seit Beginn der Arbeit der Gossner Mission in Indien 1845 gab es unter den Adivasi drei Sprachgruppen: die Munda, die Oraon und später in kleinerer Zahl die Kharia. Die meisten von ihnen lebten im Gebiet von Chotanagpur.

Schon damals, in der Zeit, als die Missionare vor Ort waren, gab es Missionare, die sich speziell um eine der Gruppen unter den Adivasi kümmerten: der Experte Dr. Alfred Nottrott betrieb bahnbrechende Forschungen in der Munda-Sprache und -Kultur, während Missionar Ferdinand Hahn sich auf die Arbeit unter den Oraon konzentrierte und Grundlagenforschung zu deren Sprache und Kultur leistete. „Aber es gab keinen Wettbewerb oder eine Trennung verschiedener Gruppen innerhalb des Missionsfeldes; auch nicht bei den Verhandlungen über die Autonomie der Gossner

Kirche 1919. Von ethnischen Kontroversen in dieser Zeit ist nichts bekannt“, betont Dieter Hecker, der bis 1996 Direktor der Gossner Mission war und mit seiner Frau mehrere Jahre am Theologischen College in Ranchi lehrte.

Schon in der frühen Kirchen-Phase gab es jedoch Konflikte und Verfassungsstreitigkeiten; zum ersten Mal 1935. Im Jahr 1974 kam es dann bei einem Besuch von Gossner-Direktor Martin Seeberg zu einer Krise. Einem Munda-Pfarrer wurde vorgeworfen, eine größere Summe unterschlagen zu haben. Als dieser Pfarrer zum Rücktritt aufgefordert wurde, beschuldigte er andere wegen ähnlicher Verfehlungen. Eine neue Verfassung sollte helfen. Sie wurde den Wahlen für Ende 1975 in der ganzen Kirche zugrundegelegt. In vier Diözesen ging alles glatt, doch die Nordwest-Diözese stimmte nach der alten Verfassung von 1960 ab. Dies führte zu der Spaltung, die bis in die Gegenwart anhält. Die Nordwest-Diözese, in der mehrheitlich die Oraon zu Hause sind, gab sich schließlich 1980 eine eigene Verfassung und führte – wie zuvor schon die Gossner Kirche – das Amt eines Bischofs ein.

Alle anschließenden Versöhnungsversuche kamen über freundliche Gesten nicht hinaus. Schwierig zu klären sind die Struktur- und die Eigentumsfragen und die damit zusammenhängenden juristischen Auseinandersetzungen. In 19 Gerichtsverfahren streiten die beiden Kirchen um Gebäude und Land. In der Regel verliert die Nordwest-Kirche



<
 2016 besucht
 Direktor Christian
 Reiser die Nord-
 west-Kirche – und
 wird überwälti-
 gend empfangen.

An den Begrü-
 ßungstänzen be-
 teiligt sich auch
 Bischof Dular
 Lakra (rechts).
 V



Gruß nach Nordwest

Die beiden Gossner Kirchen in Indien begehen das 100. Jubiläum getrennt. Während die Gossner Kirche vom 30. Oktober bis 1. November feiert, begeht die Nordwest-Kirche die Unabhängigkeit am Tag der Gründung selbst, am 10. Juli 2019. Auf ihre Einladung hin hat die Gossner Mission eine Delegation entsandt, die vom stellvertretenden Kuratoriumsvorsitzenden, Dr. Helmut Kirschstein, und Pfarrer i. R. Michael Heß geleitet wird.

Hier ein Auszug aus Dr. Helmut Kirschsteins Grußbotschaft:

„An diesem besonderen Tag denken viele Menschen in meinem Land an die Unabhängigkeit der Gossner Kirche, die heute ihr 100-jähriges Bestehen feiert. Alle Christen, die sich mit der Gossner Mission verbunden fühlen, freuen sich mit Ihnen und sagen Lob und Dank an unseren Gott, dass er Ihre Kirche vor 100 Jahren in die Unabhängigkeit geführt hat. (...) Als Christen sind wir durch den Glauben vereint. Noch mehr: Seit 1845 reichen Menschen aus Deutschland und Indien sich die Hände, um ihren gemeinsamen Glauben an den Herrn Jesus Christus zu bekennen, und deutsche und indische Christen haben den Herrn mit Herz und Hand durch ihr Engagement für Sein Reich des Friedens bezeugt. (...)



Ich bin sicher, dass Sie alles tun werden, um die Gräben zu überwinden, die die Nordwest Gossner Kirche von der Gossner Kirche trennen. Ich bin sicher, dass es eine unendliche Freude im Himmel und auf Erden geben wird, wenn die Gossnerschen Christen Hand in Hand in eine gemeinsame Zukunft gehen! In diesem Sinne bringe ich die herzlichen Glückwünsche aller Brüder und Schwestern der Gossner Mission aus Deutschland – voller Hoffnung, dass der gesegnete Weg der beiden Kirchen sehr bald zu einem neuen und gesegneten Miteinander führen wird.“

die Verfahren – und geht darauf in die höhere Instanz. Diese Verfahren sind für beide Kirchen inzwischen eine große – nicht zuletzt finanzielle – Belastung.

Die gut organisierte Nordwest-Kirche hat mittlerweile 770 Gemeinden mit mehr als 127.000 Mitgliedern. Gleichzeitig gilt die Trennung bis heute als Abspaltung. Die internationalen und die indischen Kirchenbünde erkennen die Nordwest-Kirche als Kirche nicht an – auch wegen des Widerstandes der Gossner Kirche nicht.

Der Leitende Bischof der Gossner Kirche, Johan Dang, ist weiter optimistisch, dass es bald zu einer Wiedervereinigung kommen könnte. Doch die Nordwest-Kirche strebt zurzeit nur eine friedliche Koexistenz an. „Eine Chance zur Wiedervereinigung sieht sie, wenn überhaupt, in weiter Zukunft“, betont Direktor Christian Reiser. „Ihre Vorstellung ist denn auch eher die einer Gemeinschaft (Fellowship) der Gossner Kirchen: eine Gossner-Kirchen-Familie.“

IDENTITÄT Gemeinschaft leben



Seit 1919 ist die Gossner Kirche selbstständig. Aber Autonomie bedeutet in diesem Fall nicht nur Unabhängigkeit, sondern vielmehr Partnerschaft. Die Autonomie der Gossner Kirche kann als Beginn einer neuen Ära der Zusammenarbeit mit ökumenischen Organisationen und Partnern – auf lokaler sowie globaler Ebene – verstanden werden.

Text: Sumit Kerketta

Die Entwicklung hin zur Autonomie war der Verdienst charismatischer Missionare wie Ferdinand Hahn und Alfred Nottrott. Sie bereiteten den Weg zur Selbstständigkeit in vielerlei Hinsicht vor. Denn die Missionare verstanden sich schon damals als Partner der Adivasi.

Während des Ersten Weltkriegs wurden die deutschen Missionare gezwungen, Indien zu verlassen. In dieser entscheidenden Situation unternahmen nun die einheimischen Pastoren einen mutigen Schritt, um ihren lutherischen Glauben zu schützen und zu bewahren. Da sie sich nicht in andere Konfessionen eingliedern lassen wollten, entschieden sie sich für die Selbstständigkeit. Das war ein revolutionärer Schritt.

Die Autonomie beruhte auf drei Hauptsäulen: Selbstverwaltung, Selbsterhaltung, Selbstevangalisation. Hinzu trat die Frage der Entwicklung einer Adivasi-Theologie. Die Kirche wollte eine „Adivasi-Kirche“ sein. Es ging um Fragen der Identität und der Existenz des Adivasi-Volkes. Diesen Prozess kann man als vierte Säule der Autonomie ansehen.

Für die marginalisierten Adivasi spielt die Kirche heute eine äußerst wichtige Rolle. Auch im Alltag. Die Menschen warten auf eine heilende Berührung; sie hoffen auf Freiheit und Würde. Immer klingt auch die Landfrage mit. Im Grunde genommen stehen die Adivasi stets vor dem Problem der Entfremdung von ihrem Land. Die Regierung erwirbt das angestammte Adivasi-Land, um Industrieanlagen, Dämme, Bergbauvorhaben etc. initiieren zu können. Sie verhandelt mit multinationalen Unternehmen – und verkauft Land, Flüsse, Wälder, Hügel und Berge. Land, das den Adivasi gehört. Wenn diese protestieren, werden sie von der Regierung als „unsoziale Elemente“ bezeichnet. In dieser Situation muss sich die Kirche auf die Seite der entrechteten Adivasi stellen.

Die Adivasi glauben an Gemeinschaft, nicht an Wettbewerb. Das gegenwärtige gesellschaftliche System in Indien unterstützt jedoch ihr ganzheitliches Leben nicht. Was die Adivasi unter Gemeinschaft verstehen, macht diese Geschichte deutlich: Ein ausländischer Missionar schlug den Kindern des Munda-Volkes ein Spiel vor. Er stellte einen Korb mit Früchten in die Nähe eines Baumes und sagte ihnen, dass der Erste, der die Früchte erreiche, sie alle gewinnen würde. Die Kinder aber nahmen einander an den



Händen und liefen gemeinsam los, dann saßen sie zusammen und genossen gemeinsam die Früchte. Auf seine erstaunte Nachfrage sagten sie: „Menesa, wie kann einer von uns glücklich sein, wenn alle anderen traurig sind?“

Der Begriff „Menesa“ enthält eine Lebensphilosophie, die man mit „Ich bin, weil wir sind“ zusammenfassen könnte. „Menesa“ ist ein Mundari-Begriff und bedeutet "sich vermischen, helfen, zusammenarbeiten, Gemeinschaft haben, sich versöhnen".

Zuletzt will ich die Bedeutung der theologischen Bildung für die Gossner Kirche hervorheben. Hier spielt das Gossner Theologische College eine bedeutende Rolle. Das College ist nicht nur das Zentrum des Lernens und Lehrens der Theologie, sondern auch ein Zentrum für die Ausbildung von Führungskräften. Viele Kirchenleute glauben, dass das College das Herzstück der Kirche ist. Sie erleben, wie durch das College das Evangelium Christi auch in den entlegensten Gebieten verbreitet wird. Ich persönlich glaube, dass alle Konflikte und Probleme nur durch Bildung gelöst werden können.

Zurück zum Thema Partnerschaft. Heute sind die Beziehungen zur Gossner Mission und zu anderen Partnern sehr wichtig für die Gossner Kirche, um ihre Identität und Mission in einer globalen Zeit neu zu definieren. Die Feier des Jubiläums ist eine Feier des Gedenkens sowie eine Feier des gemeinsamen Glaubens und des Zeugnisses und Dienstes. Lasst dieses Vermächtnis in unseren Begegnungen weiterleben. ▀

^
Gemeinschaft und enger Zusammenhalt gehören zur Adivasi-Identität.

<<
Die Gossner Kirche sieht sich nah bei den Menschen.



Dr. Sumit Kerketta ist Direktor des Gossner Theologischen Colleges in Ranchi. Er gehört dem Vorbereitungskomitee der Jubiläumsfeierlichkeiten an.



Vielfalt

SELBSTBESTIMMUNG

in Gefahr

Indigene Gemeinschaften haben über lange Zeit ihre Kultur mündlich an die nächste Generation weitergegeben. So auch die Adivasi in Indien. Heute sind viele der indigenen Sprachen bedroht. Die UN-Generalversammlung hat 2019 daher zum „Internationalen Jahr der indigenen Sprachen“ ausgerufen.

Text: Johannes Laping und Antje Linkenbach

Die indigene Bevölkerung zählt weltweit etwa 370 Millionen Menschen. Die UN definieren als indigen solche Gemeinschaften, die als ursprüngliche BewohnerInnen eines später kolonialisierten oder angeeigneten Territoriums gelten, nicht zur Mehrheitsgesellschaft zählen und sich von dieser abgrenzen. Sie bewahren ihre kulturelle Differenz hinsichtlich Sprache, Sozialorganisation, Wirtschaftsweise, Religion, Recht etc.. Weiterhin als zentral für indigene Gruppen wird die Erfahrung von Unterdrückung, Marginalisierung, Enteignung, Ausgrenzung und Diskriminierung genannt.

2007 hat die UN-Generalversammlung die „Erklärung über die Rechte der indigenen Völker“ verabschiedet. Hierin wird ihnen Freiheit, Gleichheit und das Recht auf Selbstbestimmung zuerkannt. Als ein Aspekt kultureller Autonomie wird in Artikel 13 das Recht auf die eigene

Adivasi

Sprache genannt: Indigene Gruppen haben das Recht, ihre eigene Sprache wiederzubeleben, sie zu nutzen, zu entwickeln und an die nachkommenden Generationen weiterzugeben, zusammen mit ihren Geschichten, oralen Traditionen, Philosophien, Schriftsystemen und Literaturen.

Laut UN werden weltweit etwa 7000 Sprachen gesprochen, von denen 2680 (38 Prozent) bedroht sind. Diese seien in der Hauptsache Sprachen indigener Gruppen, und durch ihr Verschwinden befänden sich auch deren Kulturen und Wissenssysteme in Gefahr.

Und in Indien? Bei der Volkszählung von 2011 wurden zunächst 19.569 Muttersprachen gezählt, die später auf 121 reduziert wurden. Nur die Sprachen wurden anerkannt, die mehr als 10.000 SprecherInnen aufweisen.

Die Zahl der offiziellen, im achten Verfassungszusatz anerkannten („scheduled“) Sprachen ist wiederum eine andere. Indien hat demnach aktuell 22 Hauptsprachen, von Assamesisch bis Urdu, darunter auch Englisch und seit 2004 auch zwei indigene Sprachen: Bodo und Santali. Von diesen 22 Hauptsprachen existieren zudem 123 Dialekte. Daneben verbleiben 99 nicht anerkannte Sprachen. Diese sind zum großen Teil die Sprachen der verschiedenen Gruppen von Stammesbevölkerung (Scheduled Tribes/Adivasi).

Die Sprachen Indiens fallen in vier linguistische Hauptgruppen oder Sprachfamilien: Indo-europäisch mit ca. 945 Millionen SprecherInnen (dazu gehören Sanskrit und alle davon abstammenden Sprachen, auch einige Adivasi-Sprachen in Nord- und West-Indien sowie Englisch); Dravidisch mit ca. 238 Millionen SprecherInnen (dazu gehören neben den großen vier Sprachen in Südindien auch die Adivasi-Sprachen Kurukh, Gondí und Kondh mit ihren jeweils regionalen Ausprägungen); Austro-Asiatisch mit ca. 13,5 Millionen SprecherInnen (darunter fallen 14 Adivasi-Sprachen mit ihren jeweils regionalen Ausprägungen, am bekanntesten Ho, Kharia, Mundari und Santali) und schließlich Tibetobirmanisch mit ca. 1,2 Millionen SprecherInnen (mehr als 60 verschiedene Sprachen, die hauptsächlich in den Bergregionen des östlichen Himalaya und im nordöstlichen Indien gesprochen werden).

Die Selbstbezeichnung indigener Gruppen als Adivasi, ursprüngliche EinwohnerInnen, wird von der indischen Regierung bis heute nicht akzeptiert. Allerdings erwähnt die indische Verfassung von 1950 die sogenannten „Scheduled Tribes“ (registrierte/anerkannte Stämme) und sieht für diese umfangreiche Schutzvorschriften und Sonderrechte vor, darunter auch das Recht auf eigene Sprache.

Die Alphabetisierungsrate der „Scheduled Tribes“ lag im Jahr 2011 bei 58,95 Prozent (für ganz Indien bei 74,04 Prozent). Nach der Volkszählung von 2011 leben in Indien ca. 104,3 Millionen Angehörige der „Scheduled Tribes“, das

Sie bezeichnen sich selbst als „Adivasi“, wörtlich als „die ursprünglichen Bewohner“ oder „die Ersten im Lande“. Der Begriff signalisiert ein Bewusstsein um die besondere Identität, um die eigene Geschichte und Kultur. Die Adivasi, die sich aus 460 Völkern und Gemeinschaften zusammensetzen, machen 7,5 Prozent der Gesamtbevölkerung Indiens aus.

Die Gossner Kirche ist eine „Adivasi-Kirche“: Mehr als 90 Prozent ihrer rund 500.000 Mitglieder sind Adivasi: Sie leben in Assam, auf der Inselgruppe Andamanen/Nikobaren und vor allem in der Region Chotanagpur (heute Bundesstaat Jharkhand). Und aufgrund erhöhter Mobilität in den jüngsten Jahrzehnten nun auch in zahlreichen anderen Regionen Indiens. Auf die Gründung „ihres“ Bundesstaates Jharkhand im Jahr 2000 hatten die Adivasi jahrzehntelang gedrängt. Doch die damit verbundenen Hoffnungen sind verfliegen. Jharkhand ist eine der an Rohstoffen reichsten Regionen Indiens: mit gewaltigen Vorkommen u.a. an Kohle, Eisenerz, Glimmer, Bauxit und Kalkstein. Vom Waldreichtum ganz zu schweigen. Der natürliche Reichtum steht in scharfem Kontrast zur verzweifeltten Armut der Menschen, die hier leben. Die verschiedenen Gemeinschaften der Adivasi, ursprünglich 85 bis 90 Prozent der Bevölkerung Jharkhands, sind am stärksten von der Boden-Ausbeutung, der Industrialisierung und der kommerziellen Nutzung der Wälder betroffen. Nicht nur, weil die Ausgleichszahlungen – falls sie denn angeboten werden – weit unter Wert liegen, sondern auch, weil die Adivasi mit der erzwungenen Aufgabe ihres Landes ihre Kultur, ihr Wertesystem und ihre Identität verlieren. So hat die industrielle Entwicklung in Jharkhand zur Vertreibung und Entwurzelung geführt.

Die indische Verfassung räumt den „Scheduled Tribes“, den amtlich registrierten Stammesvölkern, zwar Minderheitenrechte ein, d.h. sie sieht eine Quotierung im Bildungsbereich, im Staatsdienst und in den Parlamenten vor. Doch geht dies zumeist an den Bedürfnissen der Adivasi vorbei. Armut, Analphabetentum und schlechte Gesundheitsbedingungen bedrohen ihr Überleben.

Für die Rechte der Adivasi setzt sich die Adivasi-Koordination in Deutschland e.V. ein:
www.adivasi-koordination.de

Informationen zum Internationalen Jahr der indigenen Sprachen: <https://en.iyil2019.org/#>

sind etwa 8,6 Prozent der Gesamtbevölkerung. Dies entspricht mehr als einem Viertel (!) der weltweiten indigenen Bevölkerung.

Die Adivasi in Indien sind überwiegend mehrsprachig: Neben ihrer Stammessprache (Muttersprache) sprechen sie vielfach auch die Sprache oder den Dialekt des Nachbarstammes und die jeweilige Verkehrssprache der Region oder eine Mischform der Sprachen, wie zum Beispiel in der Region Jharkhand die Sprache Sadri. In neuerer Zeit hat das – aus der Notwendigkeit zu überleben oder aus eigenem Mobilitätsstreben – teilweise zum Verlust der indigenen Muttersprache geführt.

Indigene Gemeinschaften waren über lange Zeit schriftlos. Dies änderte sich erst, als Nicht-Indigene mit ihnen in Kontakt traten und begannen, sich für ihre orale Literatur und ihre Sprachen zu interessieren und diese aufzuzeichnen. Insbesondere in der Kolonialzeit und im Zuge der christlichen Missionierung wurden einige Adivasi-Sprachen und ein Teil ihrer Literaturen (Santali, Mundari) dokumentiert.

Der Einfluss der im nördlichen und östlichen Indien vorherrschenden Sprachen Hindi, Oriya, Bengali, Assamesisch und ihrer unterschiedlichen Schriften führt bis heute zu teils kuriosen Zuständen: So wird dasselbe Santali in jeder dieser Sprachregionen in der Schrift der Landessprache geschrieben. Missionare haben dazu noch eine lateinische Schreibweise entwickelt und in den 1920er Jahren hat ein gebildeter und gelehrter Santal noch eine eigene Schrift namens Ol' Chiki erfunden, sodass Santali heute in sechs verschiedenen Schriften geschrieben werden kann. Doch ein in Assam lebender Santal kann dann nicht seine eigene Sprache in etwa der Oriya-Schrift lesen. In den 1960er Jahren hat ein Angehöriger der Ho im Süden von Jharkhand eine eigene Schrift namens Warang Citi erfunden, um darin die Sprache der Ho schreiben zu können. Eine Schrift namens Tolong Sili wurde in den 1990er Jahren entwickelt, um Kurukh, die Sprache der Oraons, zu schreiben. 🟡

.....
Jacinta Kerketta ist indische Journalistin und Lyrikerin. In ihren Gedichten thematisiert sie oftmals die Entwurzelung und Diskriminierung der Adivasi.




.....
Johannes Laping hat im Juni 2018 die Lesereise der indischen Autorin begleitet. Gemeinsam mit Antje Linkenbach hat er diesen Artikel für die Adivasi-Koordination verfasst.

Der Tod der Muttersprache

Da – im Mund von Mutter selbst –
Wurde die Muttersprache eingesperrt.
Und die Kinder
Wurden größer
Und forderten immerzu ihre Freiheit.
Die Muttersprache starb nicht von selbst:
Man hat sie umgebracht.
Doch das konnte Mutter nie begreifen.
Für die Hoffnung der Kinder
Auf Essen und mehr
Tat sie alles,
Biss selbst die Zähne zusammen,
Und so, träumend von nur ein paar Bissen,
Wurde die Muttersprache zerrissen.
Noch heute glaubt Mutter,
Der Tod der Muttersprache
Sei ihr Schicksal gewesen ...

Das Gedicht stammt aus dem Gedichtband „Tiefe Wurzeln“ von Jacinta Kerketta, Draupadi Verlag 2018.





Tee steht in Assam immer im Mittelpunkt – und nun schenkt er zudem vielen Menschen neue Hoffnung.

Grün wie die PROJEKT HOFFNUNG

In der Region Karbi Anglong im indischen Bundesstaat Assam leben immer noch viele Menschen traditionell in Dorfgemeinschaften im Wald. Ihr Leben ist von jeher hart und beschwerlich. Heute ist vieles im Umbruch – nicht unbedingt zum Besseren. Daher hat die Diözese Assam vor drei Jahren ein Projekt initiiert, das von der Gossner Mission mitgetragen wird, und das den Menschen eine Perspektive erarbeiten soll.

Text: Karin Döhne

Assam – der Name weckt Assoziationen. An grüne Landschaft und an würzigen Tee mit einem malzigen Aroma. Dieser findet sich oft in den beliebten „Ostfriesen-Teemischungen“ und stammt in der Regel von großen Plantagen. Dort arbeiten die Menschen für einen kärglichen Lohn – sowohl auf den Teefeldern als auch in der Verarbeitung. Kaum jemals stammt der Tee, der in Deutschland angeboten wird, aus kleinen Kooperativen. Genau hier setzt das Projekt der Diözese Assam an.

Traditionell leben die Karbi in Dorfgemeinschaften im Wald. Sie betreiben Landwirtschaft – häufig allerdings noch, indem sie den Wald zurückschneiden oder niederbrennen, dann säen und nach der Ernte weiterziehen. In den folgenden Jahren erholt sich der Boden; die Bäume treiben erneut aus – und nach mehreren Jahren kehren die Karbi zurück und der Kreislauf beginnt von vorn. Das hat früher, als nur wenige Menschen hier lebten, gut funktioniert, heute jedoch nicht mehr. Die Bevölkerung wächst – auch weil Menschen aus anderen Teilen Indiens

nach Karbi Anglong migrieren. Zudem beanspruchen Bergbauunternehmen und Holzfirmen immer größere Flächen für sich. Und auch der Kaziranga Nationalpark, der zum Schutz seltener Tiere und Ökosysteme gegründet wurde, soll erweitert werden.

So sehen sich die Karbi zusehends gezwungen, in stabilen Häusern zu wohnen, dauerhafte Landwirtschaft zu betreiben und sich nach neuen Einkommensquellen umzusehen. Doch das fällt ihnen schwer; es entspricht nicht ihrer Tradition. Zudem fühlen sie sich in der abgelegenen Region häufig isoliert und abgeschnitten von Bildung und Fortschritt.

Das Projekt, das von der Nordost-Diözese der Gossner Kirche vor drei Jahren ins Leben gerufen wurde, erarbeitet in den Karbi-Dörfern gemeinsam mit der Bevölkerung neue Perspektiven. Die Menschen tauschen sich zu verschiedenen

Möglichkeiten aus, schauen sich Projekte in anderen Gemeinden an und überlegen, wie sie selbst vorgehen möchten. Neben Schulungen und Beratungen stellt das Projekt Finanzmittel für kleinere Einkommen schaffende Maßnahmen zur Verfügung. Dieser Kleinprojektefonds wird von der Gossner Mission finanziert.

Das Dorfentwicklungsprojekt hat bislang zwölf Karbi-Dörfer mit rund 630 Haushalten erreicht. Landwirtschaftsexperten reisen regelmäßig dorthin und beraten an die 4000 Menschen – unabhängig davon, ob diese zur Gossner Kirche gehören oder nicht. Vor allem die Frauen sind dabei im Fokus. Denn an ihnen hängt die Verantwortung für die ganze Familie.

So erhielt etwa Familie Joysing in der Gemeinde Raso Ingti – so wie einige weitere Nachbarn – Saatgut und Material für einen eigenen Teegarten. 2000 Pflanzen hat die Familie selbst herangezogen. 65 Prozent der Pflanzen sind angegangen. Bereits in diesem Jahr können von jeder Pflanze zwei bis drei Blätter geerntet werden. Im nächsten Jahr wird die Familie, wenn alles gut weitergeht, 30 Kilo grüne Teeblätter ernten, die sie für 13 Rupien pro Kilo verkaufen kann.

Ajoy und Sepha Terang in der Gemeinde Tenku Terang haben etwas mehr Land zur Verfügung. Sie konnten auf einem halben Hektar immerhin 10.000 Teepflanzen setzen. Die Pflanzung muss fünf Mal im Jahr gejätet und der Tee regelmäßig geerntet werden. „Es ist viel Arbeit“, sagt Sepha Terang, „aber die Arbeit zahlt sich für uns aus. Und: Wir sind nicht abhängig von den großen Plantagenbesitzern.“ Andere Dorfbewohner wollen es der Familie nun gleich tun, denn

Assam

Im indischen Bundesstaat Assam unterstützt die Gossner Mission in Kooperation mit Brot für die Welt den Aufbau der hier beschriebenen lokalen kirchlichen Entwicklungsinitiative. Im Distrikt Karbi Anglong leben verschiedene ethnische Gruppen, unter ihnen die Karbi. Teile der Karbi-Bevölkerung sind zum Christentum konvertiert (ca. 30 Prozent) und gehören der Gossner Kirche an. Daneben existieren weitere christliche Kirchen. In Karbi Anglong gibt es auch einen muslimischen Bevölkerungsanteil sowie Angehörige von Naturreligionen.

sie sehen, dass Familie Terang nun zufriedener an die Arbeit geht und dass sich erste Erfolge einstellen.

Auf einer Dorfversammlung werden weitere Pläne diskutiert: Wenn noch mehr Familien im Dorf Tee anpflanzen würden, dann käme ein Fahrzeug aus der nächstgelegenen Teefabrik, um die Blätter abzuholen. In Tenku Terang bekommen die Tee-Bauern sogar 15 Rupien pro Kilo. Einige auf der Versammlung schlugen vor, dass man sich besser organisieren und die Verarbeitung selber lernen und in die Hand nehmen solle. Die Regierung würde eine kleine dörfliche Verarbeitungsanlage mit 75 Prozent bezuschussen. Doch im Moment können die Leute im Dorf die vorgeschriebene Eigenbeteiligung von 25 Prozent noch nicht erwirtschaften. Auch müssen die KleinbäuerInnen noch mehr Erfahrung

mit dem Teeanbau sammeln, bevor eine solche Investition überhaupt sinnvoll erscheint. „Es sind kleine Schritte, die wir gehen. Aber es geht voran!“, sind sich die Menschen auf der Versammlung letztlich einig.

Die kleinen Tee-Kooperationen sind nicht die einzigen Neuerungen, die angestoßen wurden. Manche Familien haben sich für Tierzucht entschieden, andere für ein Handwerk. So arbeitet ein älterer Mann im Dorf schon seit langem als Tischler und Schreiner. Das Projekt hat ihn mit neuen, besseren Werkzeugen unter-

stützt. Nun kann er mit einer schärferen Säge, mit Hammer, Zangen und Zwingen die Qualität seiner Arbeit verbessern. Er baut nicht nur Möbel wie Stühle, Tische, Betten, sondern nun auch Fenster und Türrahmen. Mittlerweile läuft es so gut, dass sein Sohn sich entschieden hat, ins Geschäft einzusteigen und ebenfalls Holzverarbeitung zu erlernen, anstatt in die Stadt zu gehen.

Dies sind nur einige Beispiele von Familien, die über den Kleinprojektefonds der Gossner Mission gestärkt wurden. Herzlichen Dank für alle Spenden, die für das Assam-Projekt bereits eingingen – dank dieser Spenden konnte das Projekt im April in seine zweite Phase gehen. Es soll nun weiter ausgeweitet werden – über weitere Spenden freuen wir uns (Bitte beachten Sie den Projektaufruf auf der Rückseite). ▀



Karin Döhne ist Koordinatorin für Indien und Nepal. Sie hat die Karbi im Herbst 2018 besucht und an mehreren Dorfversammlungen teilgenommen.

„Wasser marsch“ in Masuku

Projektabschluss. Die neue Wasser- und Brunnenanlage in Masuku/Sambia wurde feierlich an die dortige Schule und die Klinik übergeben. „Endlich müssen die Kinder nicht mehr stundenlang anstehen und 20 Kilo schwere Wasserkanister schleppen“, freute sich Schulleiterin Rita Tembo. Die frühere Anlage war marode, so dass zuletzt nur noch ein einziger Brunnen die Schule, das Internat und die Klinik versorgt hatte. Dank großer Unterstützung konnte die Gossner Mission die neue Anlage – mit Gesamtkosten in Höhe von rund 75.000 Euro – finanzieren.

Dank der Zusage des Bundesministeriums für wirtschaftliche Zusammenarbeit und Entwicklung (BMZ), das für drei Viertel der Summe aufkam (55.770 Euro), und durch Unterstützung von mehreren SpenderInnen (18.590 Euro) wurde die Realisierung möglich.



^
Neue Wasserreservoirs in Masuku:
Feierlich wurde das Band durchtrennt.



Jubelpaar gibt Freude weiter

Spendenaktion. Das war eine ganz besondere Feier: Am 20. Mai 1959 gaben sich Gertrud und Reimar Klaudy aus Bielefeld das Ja-Wort – und nun konnten sie 60 Jahre später ihre Diamantene Hochzeit feiern. 85 Gäste waren dabei und gratulierten dem Jubelpaar. Beide sind bis heute engagiert: Reimar Klaudy ist Diakon in der Gemeinschaft Nazareth und arbeitete früher für die von Bodelschwingschen Stiftungen Bethel; Gertrud Klaudy ist der Faire Handel ein besonderes Anliegen. Und der Gossner Mission sind die beiden ohnehin schon lange verbunden – und so baten sie denn auch ihre Gäste, auf Geschenke zu verzichten und stattdessen eine Spende für die Arbeit der Gossner Mission zu geben. Stolz 2085 Euro kamen dabei zusammen! Das Gossner-Team sagt DANKE und wünscht Gottes Segen.

Planen auch Sie eine private Spendenaktion?
Tel. 030/ 24344 5750. Oder: andrea.boguslawski@gossner-mission.de



Zweites Haus eingeweiht



Kindergarten. Da jubelten die Mädchen und Jungen in Chaibasa: Der zweite Martha-Kindergarten in Indien wurde offiziell eingeweiht. Der Kindergarten ist Teil des „Martha-Programms“, das nach einem ganzheitlichen Konzept arbeitet und Kindern einen kreativen Start in die Welt der Bildung ermöglichen will. 2011 war in Ranchi der erste Martha-Kindergarten auf eine Initiative der

Gossner Mission hin eröffnet worden; der dritte soll in diesem Jahr im ländlichen Govindpur folgen. Zur Einweihung in Chaibasa war eine Partnerschaftsgruppe des Berliner Kirchenkreises Lichtenberg-Oberspree nach Indien gereist. Der Kirchenkreis unterstützt das Martha-Programm.

In vielen staatlichen Vorschulen in Indien werden Kinder noch heute zu Frontalunterricht und zum disziplinierten Stillsitzen gezwungen. Das Konzept des Martha-Kindergartenprogramms betont dagegen die Einzigartigkeit eines jeden Kindes; es soll in seiner mentalen, psychischen, physischen und sozialen Entwicklung gefördert werden. Für die indische Gossner Kirche, die Träger von etwa 170 Schulen ist, bedeutete die Gründung des ersten Martha-Kindergartens in Ranchi 2011 einen Neuaufbruch in der Bildungsarbeit.



Noch mehr Hilfe für Mutter und Kind

Einweihung. Die Freude war groß: Das neue Mutter-Kind-Haus des Missionshospitals Chaurjahari (Nepal) ist fertiggestellt und wurde Ende Mai eingeweiht. Es soll die medizinische Versorgung von Müttern und Kindern sowie die Sicherheit rund um die Geburt verbessern.

Nach wie vor bringen die meisten Mütter in der Bergregion ihr Kind zu Hause zur Welt – Komplikationen während der Geburt können dann verheerende Folgen haben. Und viele junge Frauen fernab in den Bergen haben zudem wenig Wissen und Erfahrung in Hygiene- und Ernährungsfragen; in Pflege und Impfmöglichkeiten. Sie leben in den Dörfern oftmals inmitten von Staub und Stein und ohne fließendes Wasser oder Toiletten. Im neuen Mutter-Kind-Haus in Chaurjahari finden werdende Mütter nun ein sauberes Bett, Hilfe und Beratung – und nach der Geburt werden sie und ihr Baby so lange versorgt, bis die junge Familie allein klar kommt.

„Es ist immer wieder erschreckend, wie hoch die Säuglingssterblichkeit in diesem Teil Nepals noch ist“, betont Ärztin Dr. Elke Mascher, die im Auftrag der Gossner Mission seit 2008 regelmäßig vor Ort ist. Bei ihrem jüngsten Einsatz etwa habe sie eine Frau kennengelernt, 31 Jahre alt, die sieben Kinder bekommen hatte; davon waren vier während oder kurz nach der Geburt gestorben. „Diesmal aber kam sie zur Schwangerenvorsorge und zur Entbindung ins Hospital. Glücklicherweise konnten wir sie mit einem gesunden Sohn entlassen“, erinnert sich Dr. Mascher, die Ende Juli wieder nach Chaurjahari reist. „Freud und Leid liegen in Nepal sehr nah beieinander.“



^
Dr. Elke Mascher freut sich auf ihren 14. Kurzzeiteinsatz.

^^
Oben: das neue Mutter-Kind-Haus.

www.gossner-mission.de/pages/posts/chaurchahari

Letztes i-Tüpfelchen für Naluyanda

Schulbau. Positive Nachrichten aus Naluyanda (Sambia): Auch die letzte der vier mit Spenden finanzierten Vorschulen, die Hillside School in Mukumbwanyama, soll ein Lehrerhaus erhalten. Damit sind die Bedingungen erfüllt, um aus der privaten eine kommunale Schule zu machen. Dann wird eine staatlich bezahlte Lehrerin ihre Arbeit in Mukumbwanyama aufnehmen können.

Die Vereinbarung zum Bau des Lehrerhauses wurde von der Beauftragten der Schulbehörde, Mrs. Mutinta, und der Gossner-Repräsentantin vor Ort, Heidrun Fritzen, unterzeichnet. Die Kosten belaufen sich auf etwa 12.000 Euro, die von der Gossner Mission – ebenfalls aus Spendenmitteln – getragen werden. Die Fertigstellung des Hauses ist für Sommer 2019 geplant. „Auch in der Zeit danach wird sich die Gossner Mission an den vier Schulen engagieren“, bekräftigte Afrikakoordinator Dr. Volker Waffenschmidt bei seinem Besuch in Sambia im Februar.



^
Gute Laune bei der Vertragsunterzeichnung.

SPENDEN

Gemeinsam glauben, lieben – UND helfen

Das Deutsche Zentralinstitut für soziale Fragen hat der Gossner Mission in diesem Frühjahr ein weiteres Mal das DZI-Spendensiegel zuerkannt. Ein wichtiges Signal für alle Spenderinnen und Spender! Denn diese wollen Transparenz – und suchen Antworten auf viele Fragen. Schließlich geht es um ihr Geld.

Das DZI-Siegel bestätigt der Gossner Mission, dass sie mit den ihr anvertrauten Geldern verantwortungsvoll umgeht und der Umgang mit den Spenden transparent und nachvollziehbar ist. „Das Spendensiegel ist gerade für unser kleines Werk sehr wichtig. Es zeigt unseren UnterstützerInnen, dass sie sich darauf verlassen können, dass ihre Hilfe dort ankommt, wo sie ankommen soll“, betont Direktor Christian Reiser. „Das Siegel garantiert, dass unser Werk sorgfältig und vertrauenswürdig arbeitet.“

Organisationen, die das DZI-Siegel tragen dürfen, „sind leistungsfähig, arbeiten transparent, wirtschaften sparsam, informieren sachlich und wahrhaftig und haben wirksame Kontroll- und Aufsichtsstrukturen. Auf diese Weise gewährleisten sie, dass die ihnen zufließenden Spenden den gemeinnützigen Zweck erfüllen“, bringt das Deutsche Zentralinstitut für soziale Fragen (DZI) seine Einschätzung auf den Punkt.

Was heißt das jetzt konkret? Warum versendet die Gossner Mission Spendenbittbriefe? Und nach welchen Gesichtspunkten wählt sie die Projekte aus, die sie unterstützt - und andere eben nicht? Wir haben hier einige Fragen zusammengestellt, die sicherlich auch andere UnterstützerInnen interessieren, und geben gerne Auskunft.

Übrigens: Das DZI-Spendensiegel muss jedes Jahr neu beantragt werden; jedes Jahr wird neu geprüft. Die Gossner Mission hatte zu ihrem 175. Jubiläum im Jahr 2011 das DZI-Siegel zum ersten Mal beantragt und zuerkannt bekommen. Seitdem wird es ihr alljährlich verliehen. Rund 230 Organisationen bundesweit tragen zurzeit das DZI-Spenden-Siegel.



Jutta Klimmt ist als Öffentlichkeitsreferentin für den Kontakt zu den Spenderinnen und Spendern verantwortlich. Falls auch Sie Fragen haben, gerne an: jutta.klimmt@gossner-mission.de.

? **Was kann ich mit ein paar Euro schon ausrichten?**

VIEL! 45 Euro etwa reichen aus, um einer Frau im Süden Sambias ein Ziegenpärchen zur Verfügung zu stellen. Die Ziegen liefern Milch, Fleisch, Dünger – und Nachwuchs. Das hilft den Frauen, ihren Familien ein Leben in Würde zu ermöglichen. Und die ersten weiblichen Lämmer werden an die nächste Frau weitergegeben. Kleine Ziegen, große Wirkung! Uganda leidet bis heute unter den Folgen eines langen Bürgerkriegs: 130 Euro kostet ein Rollstuhl für ein Minen-Opfer vor Ort. Mit 25 Euro bereits unterstützen Sie eine junge Familie in Nepal: Jedes Baby, das im Hospital Chaurjahari geboren wird, erhält Impfungen und ein Kleidungsset – und die Mutter geht glücklich mit ihrem Kind und neuen Infos zu Hygiene, Ernährung und Vorsorge wieder nach Hause.

? **Wie viele Beschäftigte stehen bei der Gossner Mission auf der Gehaltsliste?**

SIEBEN. Zwei volle und zwei Teilzeitstellen sowie drei geringfügige Beschäftigungen (siehe Seite 51). Die Öffentlichkeitsreferentin leitet zugleich das Öffentlichkeitsreferat des Berliner Missionswerkes und arbeitet somit nur zu 50 Prozent in der Gossner Mission mit; Mitarbeitende des Berliner Missionswerkes bringen dafür Arbeitszeit bei der Gossner Mission ein. Und: Das Gossner-Team stützt sich auf zahlreiche ehrenamtlich Tätige in verschiedenen Regionen der Bundesrepublik. Das ist effektiv und spart Kosten.

? **Die Not ist so groß weltweit. Ist der Einzelne da nicht überfordert?**

NEIN. „Das ist wie im Gleichnis mit dem Saatkorn in der Bibel“, sagt der Berliner Bischof Dr. Markus Dröge, der Aufsichtsratsvorsitzender des Evangelischen Werks für Diakonie und Entwicklung ist. Das Senfkorn sieht klein aus, aber es kann Großes daraus wachsen. „Wir sind als Christen eingebunden in ein weltweites Netz von Menschen, die glauben, lieben, hoffen und Verantwortung übernehmen wollen.“

? **Ist es nicht besser, wenn ich meine Spenden an mehrere Organisationen überweise?**

NEIN. Es ist nachhaltiger, 100 Euro an eine Organisation zu spenden als je 20 Euro an fünf Organisationen, sagt Burkhard Wilke vom DZI. Denn jede Spende löst einen Verwaltungsvorgang aus.

? **Müssen Spendenbriefe wirklich sein?**

JA! Wer nicht fragt, bekommt auch nichts, sagt Burkhard Wilke vom DZI, der Verbraucherschutz-Organisation für SpenderInnen. Ein Brief sei nach wie vor die wichtigste Werbeform. „Die Bereitschaft zum Spenden ist tief im Menschen verwurzelt. Aber man braucht dazu Gelegenheit und manchmal auch eine Erinnerung.“

^ **Es klingt paradox, aber 70 Prozent der Hungernden weltweit sind kleinstbäuerliche Familien. In Indien, Sambia, Nepal und Uganda unterstützt die Gossner Mission Projekte für die Landbevölkerung.**

? **Mir geht's selbst finanziell nicht glänzend...**

ABER: „Leute, die abgeben, fühlen sich zufriedener und entspannter“, hat die Psychologin Sabine Loch vom Marktforschungsinstitut Rheingold beobachtet. „Denn in dem Moment, in dem ich mich auf die Geberseite stelle, sehe ich mich nicht mehr als Opfer. Man hilft sich selbst und den anderen.“ Zweiter schöner Effekt: Eine Spende an die Gossner Mission ist steuerlich absetzbar!

? **Die Gossner Mission ist ein kleines Missionswerk. Kann sie die Katastrophenhilfe, die sie etwa nach dem Erdbeben in Nepal geleistet hat, überhaupt stemmen?**

JA! Denn bei allen Projekten und Programmen arbeiten wir eng mit unseren Partnern vor Ort zusammen. In diesem Fall war es die United Mission to Nepal (UMN), die seit mehr als 60 Jahren vor Ort ist und sich selbst in den entlegensten Regionen auskennt; die auf ein ganzes Netz von Mitarbeitenden und Unterstützern zurückgreifen kann – und die weiß, wie die Hilfe zu den Menschen gelangt. Im übrigen unterstützt die Gossner Mission nur Projekte, wenn die Partner vor Ort diese für dringend erachten und die Nachhaltigkeit garantieren; wenn entsprechend fundierte Anträge gestellt werden und der Einsatz der Mittel vor Ort dokumentiert wird.

? **Wie wird der Spendeneinsatz der Gossner Mission kontrolliert?**

VIERFACH. Der Kirchliche Rechnungshof der Evangelischen Kirche Berlin-Brandenburg-schlesische Oberlausitz prüft und attestiert jährlich die ordnungsgemäße Rechnungslegung. Das Finanzamt prüft regelmäßig, ob die Voraussetzungen für die Gemeinnützigkeit weiter vorliegen. Die Stiftungsaufsicht der Berliner Justizverwaltung prüft ebenfalls regelmäßig. Schließlich prüft das Deutsche Zentralinstitut für soziale Fragen (DZI) jedes Jahr die Einhaltung ihrer hohen Standards bezüglich der „zweckgerichteten, sparsamen und wirksamen Mittelverwendung“, der Rechnungslegung und der Transparenz.





Das koloniale

ERINNERUNGSKULTUR

Unrecht aufarbeiten

Das 100. Jubiläum der deutschen Revolution von 1918/19 hat die Erinnerung an die deutsche Kolonialherrschaft neu belebt. Diese fand mit dem Ersten Weltkrieg ein jähes Ende. Mit rund 35 Jahren war die Machtausübung des Kaiserreichs in Afrika, China und dem Pazifik zwar von kurzer Dauer, verglichen mit anderen europäischen Ländern, aber die koloniale Gewalt hat die betroffenen Gesellschaften anhaltend geprägt und – insbesondere in Afrika – traumatisiert. Die gemeinsame Geschichte von Tätern und Opfern wirkt bis in die Gegenwart, auch wenn es in Deutschland dafür wenig Bewusstsein gibt.

Text: Thomas Fues

Die Spuren der Kolonialzeit sind bis heute bei uns allgegenwärtig. Zum Beispiel durch das Fortleben rassistischer Vorurteile, die Benennung von Straßen nach Kolonialoffizieren und in den Beständen vieler Museen.

Aktuell sorgt die bevorstehende Eröffnung des Humboldt Forums in Berlin für Aufsehen. Dort, wo früher das kaiserliche Stadtschloss stand, gegenüber dem Dom, werden das Ethnologische Museum und das Museum für Asienkunde, beide Teil der Stiftung Preußischer Kulturbesitz, im Jahr 2020 ihre neue Heimstatt finden. Kritik wird daran geäußert, dass diese Museen zahlreiche Kulturgüter ausstellen wollen, die während der Kolonialherrschaft zu uns kamen, häufig unter Unrechtsbedingungen. Die Forderung nach Rückgabe an die Ursprungsgesellschaften gewinnt derzeit an Unterstützung in der Öffentlichkeit. Eine zivilgesellschaftliche Initiative setzt sich mit prominenter Unter-



stützung dafür ein, einen Gedenkort für die Opfer des deutschen Kolonialismus eben dort im Humboldt Forum zu errichten. Dieser sollte Teil eines umfassenden Konzepts für postkoloniale Erinnerungskultur in Deutschland sein, die es bisher nur vereinzelt auf lokaler Ebene gibt.

Verstärktes Interesse richtet sich aber auch auf das Verhältnis der Mission zur kolonialen Eroberung im globalen Süden. Zahlreiche deutsche Institutionen, etwa die Gossner Mission und das Berliner Missionswerk, waren schon lange aktiv und sandten Missionare aus, bevor das Deutsche Reich 1884 die ersten Kolonien gründete. Ob sich die Missionsgesellschaften überhaupt für die staatliche Kolonialpolitik einspannen lassen sollten, war damals heftig umstritten. Während die eine Seite darin Chancen für die Ausbreitung des Christentums erkannte, befürchteten andere, dass eine Kolonialmission der Verkündigung in fernen Ländern eher schaden könnte.

> Der „Mangaaka“, eine Kraftfigur aus dem Kongo, sollte Dorfbewohner vor den Kolonialmächten schützen. Das ist ihm nicht geglückt. Heute gehört er zur Sammlung des Ethnologischen Museums in Berlin.

Heute geht es aber nicht nur um die Betrachtung der konkreten Tätigkeit in den Kolonien. Es stellt sich grundsätzlich die Frage, welchen geschichtlichen Einfluss der missionarische Sendungsauftrag auf das europäische Selbstverständnis hatte. „Gehet hin und lehret alle Heiden und taufet sie ...“ steht über dem Eingang des im Jahr 1873 errichteten Gebäudes des Berliner Missionswerkes, in dem auch die Geschäftsstelle der Gossner Mission zu finden ist. Diesem Auftrag folgend, war die Mission, ob bewusst angestrebt oder nicht, Teil der selbst gesuchten „zivilisatorischen“ Aufgabe Europas im globalen Süden. Der britische Schriftsteller Rudyard Kipling hat diese Haltung 1899 als „Bürde des weißen Mannes“ charakterisiert. Eine derartige ideologische Konstruktion diene zur Rechtfertigung der gewaltsamen Durchsetzung eigener wirtschaftlicher, politischer und militärischer Interessen. Nicht zu unterschätzen ist auch, wie die Berichte von der Missionierung fremder Völker die gesellschaftliche Akzeptanz der Kolonialpolitik zu Hause verbreiteten. Sie beförderten das Interesse an exotischen, vermeintlich minderwertigen Kulturen und transportierten ein Bild von bedürftigen, unerlösten „Heiden“.

Kolonialmacht

Gemessen an der Fläche war Deutschland 1894 die drittgrößte Kolonialmacht nach Großbritannien und Frankreich.

Deutsche Kolonien:

Deutsch-Südwestafrika

(1884, heute Namibia)

Kamerun (1884, Westafrika)

Togo (1884, Westafrika)

Marshall-Inseln (1884, Pazifik)

Neuguinea (1884; heute Teil von Papua-Neuguinea)

Deutsch-Ostafrika (1885, heute Tansania, Ruanda, Burundi)

Nauru (1888, Pazifik)

Kiautschou (1897, Nordostchina)

Samoa, Karolinen, Palau, Mariannen (1899, Pazifik)

Quelle: www.dhm.de



^ Das Humboldt Forum in Berlin, West- und Nordfassade. Hier sollen 2020 das Ethnologische Museum und das Museum für Asienkunde einziehen.

Die Gossner Mission hat sich erst spät für die Tätigkeit in einer deutschen Kolonie entschieden. 1913/14 wurden insgesamt vier Missionare nach Kamerun in Westafrika entsandt. Wegen des wenig später beginnenden Weltkriegs mussten diese schon bald ihre Arbeit abbrechen. Zwei der Missionare wechselten zum deutschen Kolonialheer. Nach einer mehrjährigen Zwischenphase der Internierung in Spanien und Frankreich kehrten sie nach Ende des Kriegs nach Deutschland zurück.

Wie können die Missionsgesellschaften heute mit dem Kolonialismus und seinen Nachwirkungen umgehen? Zum einen geht es darum, das koloniale Unrecht und die eigene Mitwirkung daran, wie klein diese auch gewesen sein mag, anzuerkennen und aufzuarbeiten. „Zur Geschichte des Kolonialismus ist noch viel an echter Aufklärung und Bildungsarbeit zu leisten“, sagte kürzlich der EKD-Kulturbeauftragte, Johann Hinrich Claussen. Zum anderen sollten sich die Missionswerke gegenüber der deutschen Gesellschaft und Politik für einen höheren Stellenwert der postkolonialen Erinnerungskultur einsetzen. Dazu gehören die Rückgabe von Kultur- und Naturobjekten aus Unrechtskontext an die Ursprungsgesellschaften sowie die mitfühlende Wahrnehmung der bis heute fortwährenden Leiden durch koloniale Gewalt. ▀



Dr. Thomas Fues betreut die Gossner-Freiwilligenarbeit. Privat engagiert er sich in Berlin in der Gedenkfort-Frage.



<
 Mitmachen. Begegnen.
 Impulse aufnehmen.
 Und gestärkt nach
 Hause fahren. Das ist
 Kirchentag. Hier treffen
 vier frühere Freiwillige,
 die in Dortmund unsere
 internationalen Gäste
 begleiten, mit anderen
 aus dem Gossner-Team
 zusammen. (4. v. re.:
 Vorsitzender Harald
 Lehmann).

Gut gelaunt in GRÜN

Gossner Mission beim
 Kirchentag in Dortmund



<
 „1000 Stimmen - Eine Welt“:
 Beim großen Konzert der ev.
 Missionswerke begeistern
 Viva Voce und vier interna-
 tionale Chöre die Gäste. Zu
 Beginn hatte Dietmar Arends,
 Landessuperintendent aus
 Lippe und Vorsitzender des
 Dachverbandes, alle begrüßt.

„Posaunenspiel tut gut und bringt Bewegung in die Gemeinde“: Kirchenrat Tobias Treseler (li.) aus Lippe ist der Gossner Mission seit vielen Jahren verbunden.

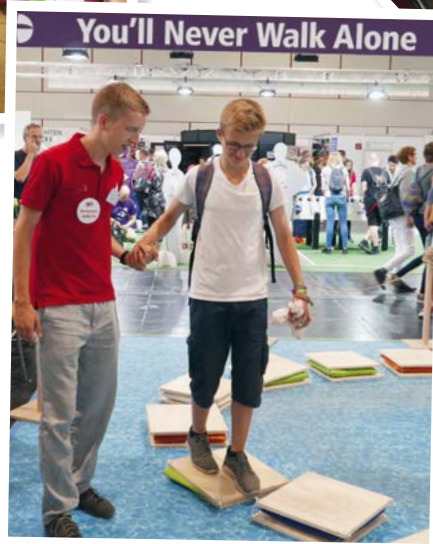
∨



>
Der lange und steinige Weg zum Frieden: Gladys Oyat, Schulleiterin aus Kitgum, spricht beim Gossner-Podium über die schwierige Nachkriegssituation in Uganda. Moderiert wird die Veranstaltung von Direktor Christian Reiser.



∧
„Auf dem Weg zu einer solidarischen Kirche“: So lautet das Thema des Gossner-Gottesdienstes in Dortmund-Hombruch. Auf dem Foto: das Gottesdienst-Team.



<
Trau dich! Am Gemeinschaftsstand der ev. Missionswerke leiten „VertrauenshelferInnen“ über einen wackeligen Pfad. Markus Blasberg, 2016/17 Gossner-Freiwilliger in Sambia, reicht einem Besucher die Hand.



∧
Sagar Gaudel, Friedensberater bei der United Mission to Nepal (UMN), wurde von der Gossner Mission als Experte fürs Podium eingeladen. Am „Lippischen Rastplatz“ trifft er Cornelia Wentz, Vorsitzende unseres Nepal-Ausschusses.

>
„Was für ein Vertrauen!“ Unser stellvertretender Vorsitzender Dr. Helmut Kirschstein beim Schlussgottesdienst.





Mehr als WELTWÄRTS Elefanten und bunte Märkte

Freiwilligeneinsatz in Sambia. Familie und Freunde daheim wollen Anteil nehmen an diesem spannenden Jahr; sie hoffen auf Nachrichten und Fotos. Und natürlich wollen wir, die wir als weltwärts-Freiwillige in die Ferne gehen, vor allem über Schönes berichten. Aber welches Afrika-Bild vermitteln wir auf diese Weise?

Text: Charlotte Demant

Wie geht's dir? Wie ist es so in Sambia? Schick mal ein paar Bilder!“ So oder so ähnlich beginnen die meisten Gespräche, die ich mit Freunden und Familie in Deutschland führe. Und gerne schicke ich die obligatorischen Bilder von Elefanten, lachenden Kindern und bunten Märkten.

Doch was ist das für ein Bild, das ich dabei entstehen lasse? Es scheint, als lebten wir in einer unbeschwerteren, bunten Blase, in der jeder Tag ein neues Abenteuer bereithält. Doch sehen wir täglich um uns herum auch Probleme und sind konfrontiert mit Armut und Perspektivlosigkeit. Genauso, wie es hier in Sambia unendlich viel Schönes zu entdecken und erleben gibt, gibt es auch Hässliches und Erschreckendes, das, je mehr ich in diese Kultur eintauche, immer stärker zum Vorschein kommt.

Clara und ich arbeiten hier im Jugendzentrum im Gwembetal mit. Die meisten der Kinder gehören zu Mitarbeitenden des hiesigen Projektes (Kaluli Development Project, KDF) oder stammen aus der direkten Umgebung, kommen also aus vergleichsweise guten Verhältnissen. Trotzdem werden viele von ihnen die zwölfte Klasse nicht besuchen, sondern stattdessen helfen müssen, Geld für ihre Familien zu verdienen oder verfrüht heiraten und Kinder kriegen.

Vor einiger Zeit bat mich ein Mädchen um ein Gespräch. Das Mädchen, nennen wir es Rachel, ist zwölf Jahre alt und geht in die 6. Klasse der Kaluli Primary School. Rachel erzählte mir von ihrer Familie und ihrem Leben in den benachbarten Hügeln. Von ihrem Vater, der vor ein paar Jahren bei einem Unfall ums Leben kam, und von ihrer Mutter, die sich gerade im Krankenhaus befindet.



Das Leben in den Hügeln ist ärmlich. Die meisten Menschen dort versorgen sich selbst und haben weder fließendes Wasser noch Strom. Sie kommen weitgehend ohne Bargeld aus und brauchen es nur für Kleidung, ein paar Lebensmittel wie Zucker oder Öl und die Schulgebühren ihrer Kinder. Doch selbst für diese rudimentären Dinge reicht es oftmals nicht aus. Und so bittet Rachel mich im Gespräch schließlich, ihr 20 Kwacha für die Schulgebühren zu geben, die jedes Semester fällig werden. Umgerechnet sind das etwa 1,50 Euro.

Selbst wenn, anders als bei Rachel, die Eltern ihren Kindern die Schulgebühren zahlen und ihnen einen Abschluss

ermöglichen können, bedeutet das nicht unbedingt, dass sie weiterführende Schulen besuchen können. Plätze an Universitäten und Ausbildungsstätten sind rar und teuer und das Leben in der Stadt ebenso, zumal es keine Stipendien oder staatliche Unterstützung für Studierende gibt.

Und selbst wenn die jungen Menschen es schaffen, ihr Studium erfolgreich zu absolvieren und vielleicht sogar zu promovieren, bietet der Staat nicht genug Stellen, um alle AbsolventInnen einzustellen. Die Folge ist eine wachsende

Arbeitssuchende erfasst. Die Dunkelziffer dürfte wesentlich höher sein, zumal nicht einmal alle Menschen beim Einwohnermeldeamt registriert sind.

Vor diesem Hintergrund tut es weh, mit ansehen zu müssen, wie sehr manche Kinder aus dem Jugendzentrum sich in der Schule anstrengen und zugleich zu wissen, dass die wahren Herausforderungen für sie erst noch kommen werden.

Da ist etwa Levi, vierzehn Jahre alt, der jeden Tag zu uns ins Jugendzentrum kommt. Meistens bringt er seine Schul-sachen mit, um uns in einer ruhigen Minute zu zeigen, was er gerade lernt. Manchmal hat er einen Brief dabei, in dem er über sein Leben schreibt, und seltener einen Zettel mit Fragen, die wir ihm beantworten sollen. Leider haben seine Eltern nicht genug Geld, um ihm einen Abschluss zu ermöglichen und er muss ab dem nächsten Semester selbst Geld verdienen, um sich eine weitere Schulbildung finanzieren zu können. Sein Wunsch ist, später einmal Journalist zu werden und die Welt zu sehen.

Ein anderer Junge fiel uns auf, weil er so mager ist. Er leidet er an einer Sichelzellenanämie und somit unter einer Krankheit, die mit Schmerzen verbunden ist und ihn anfällig für weitere Krankheiten macht. Ob er es schaffen wird, die Schule abzuschließen und die von ihm ersehnte Familie zu gründen? Seine Eltern können weder Medikamente noch eine ausgewogene Ernährung bezahlen.

Wie anders ist da unsere Lage! Sollten Clara oder ich hier krank werden, werden wir mit der besten medizinischen Versorgung ausgestattet, die wir in Sambia kriegen können und im Notfall nach Deutschland transportiert. Auch bei allen anderen Problemen gibt es ein ganzes Netzwerk von Menschen, die sich um uns kümmern werden.

Und im August, wenn wir wie geplant wieder nach Deutschland zurückkehren, werden wir anfangen, uns um unseren weiteren Karriereweg zu kümmern. Wir werden studieren, wobei uns unsere Familien und sogar der Staat unterstützen werden. Und nach etwa fünf Jahren werden wir unsere Diplome in der Hand halten und eine Arbeitsstelle finden. Die Kinder in Sambia dagegen werden vielen Widrigkeiten trotzen müssen, die sich ihnen in den Weg stellen – oder daran zugrundegehen. ▀



^
Die Kinder gehen voller Begeisterung zur Schule. Und doch: Wie wird ihre Zukunft aussehen?!

<
Ein Freiwilligen-Jahr in Sambia: Da gibt es unendlich viel Schönes zu entdecken. Aber auch Armut und Perspektivlosigkeit...

Zahl gut ausgebildeter AkademikerInnen, die auf der Suche nach Arbeit das Land verlassen oder in den Städten als überqualifizierte TagelöhnerInnen zu einem Hungerlohn arbeiten und vergeblich auf eine frei werdende Stelle warten. Der Sohn eines uns bekannten Tischlers ist beispielsweise studierter Krankenpfleger, wartet jetzt jedoch seit drei Jahren vergeblich auf eine Stelle im Krankenhaus und arbeitet daher nun bei seinem Vater in der Werkstatt mit. Und so wie ihm ergeht es vielen. Statistiken zufolge hat Sambia eine Arbeitslosenquote von 7,8 Prozent – mit einer Jugendarbeitslosigkeit von 15,35 Prozent. Doch sind dabei nur registrierte



Charlotte Demant ist eine von fünf jungen Freiwilligen, die im August 2018 für ein Jahr nach Sambia ausgereist sind. Gemeinsam mit Clara Liesong arbeitet sie im Jugendzentrum im Gwembe-Tal mit.



CRISTOF THEILEMANN

ist neuer Direktor des Berliner Missionswerkes, mit dem die Gossner Mission seit 2011 in enger Kooperation zusammenarbeitet. Der 60-Jährige, der im Herbst 2018 gewählt wurde, hat zuvor bereits als stellvertretender Direktor an der Spitze des Werkes mitgewirkt. „Neben den weltweiten Partnerschaften, die sich aus der früheren Missionsarbeit entwickelt haben, ist das Berliner Missionswerk heute auch vor Ort stark und ein kompetenter Ansprechpartner etwa bei Themen wie Interreligiöser Dialog sowie Migration und Integration“, so Dr. Cristof Theilemann. Der Theologe trat im Mai die Nachfolge des früheren Direktors Roland Herpich an, der in Ruhestand gegangen war.

www.berliner-missionswerk.de



FLORENCE AKUZU

ist eine starke Frau. Als Mädchen wurde sie vergewaltigt; heute kämpft die 28-Jährige dafür, dass es anderen jungen Frauen in ihrer Heimatregion Kalonga nicht ebenso ergeht. Denn in Uganda legen Mädchen auf dem Land täglich weite Strecken allein zurück – zur Schule, zum Brunnen, zum Einkaufen, und sind dabei oft Gefahren ausgesetzt. Florence hat eine Initiative gegründet (eine NGO namens „Save the Teens“): Frauen fahren raus aufs Land und bieten dort Aufklärung, Beratung und Selbstbewusstseins-Trainings an. Bei der Gossner Mission gingen seit dem Spendenaufruf im März 3500 Euro für diese Arbeit ein – und Florence ist glücklich: „Dank dieser Unterstützung können wir unsere Beratung nun in 26 Dörfern anbieten. Herzlichen Dank!“



HEINRICH BEDFORD-STROHM

wünscht sich „eine öffentliche Kirche, die für eine neue politische Kultur eintritt“. Der EKD-Ratsvorsitzende war beim Kirchentag Schirmherr des Konzertes mit der Gruppe Viva Voce, zu dem die evangelischen Missionswerke gemeinsam eingeladen hatten. Die Anliegen von Mission und Ökumene zu unterstützen, das sei ihm wichtig, betonte der 59-Jährige. So habe er gern zugesagt, die Schirmherrschaft zu übernehmen und anschließend den Abendsegen zu spenden. Bedford-Strohm: „Wenn uns die Not Anderer ans Herz geht, dann ist direkte persönliche Hilfe gefragt. Genauso notwendig ist aber auch das politische Engagement dafür, dass die Ursachen dieser Not überwunden werden.“

www.landesbischof.bayern-evangelisch.de



SUSHMA AIND

schaute erwartungsvoll der Eröffnung des dritten Martha-Kindergartens im indischen Govindpur entgegen. Die junge Frau war als Süd-Nord-Freiwillige des Jahrgangs 2016/17 ein Jahr lang in der Kirchengemeinde Berlin-Frohnau zu Gast. Im vergangenen Herbst kehrte sie dorthin zurück: als Mentorin einer Gruppe von indischen ErzieherInnen. Gemeinsam mit diesen absolvierte sie ein dreiwöchiges Praktikum in den Kitas des dortigen Kirchenkreises – mit dem Ziel, mehr zu lernen für die Arbeit des geplanten Kindergartens in Govindpur. Diese dritte Einrichtung der Gossner Kirche mit Namen „Martha“ wird ermöglicht durch die finanzielle Unterstützung der PATRIZIA Kinderhaus-Stiftung. Sushma Aind setzt nun jedoch zunächst ihr Theologiestudium in Ranchi fort.

<https://www.patrizia.foundation>



HARALD LEHMANN

feierte im Mai seinen 70. Geburtstag – und nahm dabei auch (fast) 25 Jahre bei der Gossner Mission in den Blick. Über ein Lehreraustauschprogramm hatte er 1981 in Sambia das Werk kennengelernt. „Ich war sehr beeindruckt von dem Engagement“, sagt er. 1995 führte ihn sein Weg dann ins Gossner-Kuratorium. 2006 wurde er zum Vorsitzenden gewählt; 2010 und 2016 bestätigt. In Bochum wohnend, war Lehmann mit 29 Jahren Schulreferent der Ev. Kirche von Westfalen und später Dozent an deren Pädagogischem Institut. Von 2002 an leitete er die Ev. Gesamtschule Gelsenkirchen-Bismarck; 2013 ging er in Ruhestand. Seitdem hat er mehr Zeit für Familie und Freunde, für seine Sambia-Leidenschaft – und noch mehr Zeit für die Gossner Mission ... Danke!



PETER HEYROTH

kam zum ersten Mal 1954 mit Gossner in Berührung: als Theologiestudent in Halle an der Saale. Die Gossner Mission in der DDR, gerade erst gegründet, lud dort zu Veranstaltungen ein. „Die Frage nach Christsein und Kirche in der DDR war zunächst für alle überraschend. Anderswo ging es um Christsein oder DDR; Kirche oder Partei.“ Später sollte Heyroth die Leitung der Gossner-Geschäftsstelle in Ost-Berlin übernehmen und später Superintendent in Quedlinburg werden. Vorher aber machte er sich einen Namen als Pfarrer in Halle-Neustadt. Hier ließ die DDR aus dem Nichts gewaltige Häuserblocks für 90.000 ChemiearbeiterInnen hochziehen – eine Kirche war nicht vorgesehen. Der junge Pfarrer klingelte an jeder Wohnungstür – und begründete so die Ev. Kirchengemeinde Halle-Neustadt.



ANNETTE LEHMANN

will „offen sein für die, die einfach mal bei uns Station machen wollen.“ Seit Februar ist die Theologin, die sich ehrenamtlich im Gossner-Kuratorium engagiert, Pilgerpastorin und Referentin für Kirche im Tourismus in Hannover. „Beim Pilgern oder im Urlaub trifft man Menschen, die in der Struktur der Kirche nicht fest verankert sind und das finde ich spannend“, sagt die Pfarrerin, die u.a. auf die Gemeinde-Stationen Spiekeroog und Osteel/Ostfriesland zurückblickt. Zuletzt war sie Assistentin am Lehrstuhl für Praktische Theologie an der Uni Greifswald. Ihr erstes Ziel? „Beweglich bleiben. Ganz wortwörtlich. Selber immer wieder in die Rolle des Pilgers, des Weiterziehenden, schlüpfen. Und das Kommen und Gehen selber erfahren.“

MUKUT BODRA

wird stets umschwärmt, wenn er sich mit der Henna-Tube in der Hand auf einer Veranstaltung niederlässt. So auch beim Berliner Pfingstfest der Kirchen, wo Mukut einen ganzen Nachmittag lang am Gossner-Stand saß und zauberhafte (abwaschbare) Henna-Tattoos auf Hände und Unterarme malte. „Umschwärmt“ wird er auch sonst oft, denn der 32-Jährige, der Ende 2014 als erster Süd-Nord-Freiwilliger der indischen Gossner Kirche für ein Jahr nach Deutschland kam, nimmt mit seinem Humor, seiner Herzlichkeit und Klarheit die Menschen schnell für sich ein. Zu Hause in Indien engagiert er sich zurzeit vor allem bei der Jugendorganisation „Sarjom“, daneben unterstützt er diverse Austauschprogramme und die Freiwilligenarbeit.



**Unser
Tipp für
Sie**

Gerd Herzog empfiehlt:

Indien, erbarmungslos

Irrendetwas in diesem kaputten Land funktionierte ganz offensichtlich: Der junge indische Designer wohnt seit längerem in London und sieht seine Heimat nur noch im Urlaub. Einmal im Jahr besucht er für vier Wochen seine Eltern. Sie leben in Mumbai, gehören zur Mittelschicht und beschäftigen eine Köchin, Renu. Aus einer Laune heraus – und gegen den Willen der Eltern – besucht er deren Heimatdorf. Hier erfährt er zu seiner Überraschung, dass Renu von ihrem kargen Lohn dem Neffen ein Physik-Studium in Heidelberg finanziert.

Ein Hoffnungsschimmer im Roman von Neel Mukherjee, dessen Blick auf Indien ansonsten wenig Erbarmen kennt. So wie die Menschen, die in „Das Leben in einem Atemzug“, in fünf lose verbundenen Episoden, ihr Leben irgendwie zu meistern suchen. Nur die Umstände sind so verschieden wie die indische Klassengesellschaft. Da ist die Episode mit dem Tagelöhner Lakshman, der sich von der brutalen – und auch in Indien mittlerweile verbotenen – Zurichtung eines jungen Tanzbären ein Einkommen verspricht, mit der er seine Familie (und die seines verschwundenen Bruders) ernähren kann. Für einen guten Platz zum Betteln vor einem Tempel besticht er einen Priester; als er ein paar Rupien verdient hat, beendet der Monsun seine Auftritte mit dem gequälten Tier. Eine brutale Geschichte, fast körperlich schmerzhaft zu lesen, aber aus dem Schrecken heraus findet Mukherjee Momente schrecklicher Schönheit, wenn Lakshman den Bären zaghaft streichelt. Da ist die Episode mit dem Vater, der mit seinem in den USA geborenen Sohn Indien besucht, entschlossen, ihm seine Heimat und die Geschichten seiner Kindheit nahe zu bringen. Aber die Menschenmassen auf den Straßen und die flüchtige Begegnung mit dem Bärenführer erschrecken das Kind buchstäblich zu Tode.

Und da ist die Geschichte von Milly. Die junge Frau arbeitet im selben Haushalt wie die Köchin Renu. „Sie kommt aus Jharkhand, sie ist konvertierte Christin“, erklärt die Hausherrin ihrem aus London angereisten

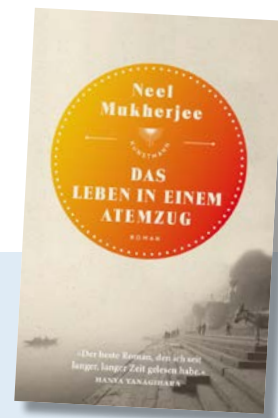
Sohn. Mehr braucht er nicht zu wissen über das Dienstmädchen, das auf dem Fußboden in der Küche zu Mittag isst. Der Sohn findet den Umgang mit den Dienboten unerträglich und versucht mehr über Milly herauszufinden. Wie kommt sie aus Jharkhand im äußersten Osten Indiens nach Mumbai an die Westküste? Gehört sie zu den OBC, den „Other Backward Classes“? Denen der indische Staat besondere Quoten im Staatsdienst zubilligt und sie zugleich als zurückgeblieben brandmarkt? Oder etwa zu den „Scheduled Tribes“, den registrierten Stammesgemeinschaften, die von raffgierigen Bergbaugesellschaften von ihrem Land vertrieben werden?

Die Fragen bleiben offen, bis Milly in der vierten Episode wieder auftaucht, diesmal als Hauptfigur. Wir erfahren, wie sie als Achtjährige von ihrer Mutter in Stellung gegeben wird, aus der Not heraus, und ihr Dorf und ihre Familie verlassen muss. Wie Milly, das „Buschmädchen“, in Mumbai landet und von dem Ehepaar, für das sie arbeitet, geschlagen und nicht mehr aus dem Haus gelassen wird. Bis sie schließlich bei den Eltern des jungen Londoner Designers arbeitet (und die aus der bescheidenen Sicht Millys so viel freundlicher mit ihr umgehen als aus der Sicht ihres Sohnes, des linksliberalen Kosmopoliten). Aber Milly erwartet auch nicht viel, „so war die Welt nun einmal“. Neel Mukherjee beschreibt in seinem Roman auf brillante Weise die Brutalität und die Demütigungen, die dem indischen Klassensystem innewohnen – und die Gewalt und Verzweiflung, die seine unvermeidlichen Folgen sind.

**Neel Mukherjee: „Das Leben in einem Atemzug“.
Roman, Verlag Antje Kunstmann, München 2018,
320 Seiten, 24 Euro**



Gerd Herzog ist Mitarbeiter im gemeinsamen Öffentlichkeitsreferat von Gossner Mission und Berliner Missionswerk.



Unser Team - Ihre AnsprechpartnerInnen

Dr. Volker Waffenschmidt Koordination Afrika

Dr. Volker Waffenschmidt betreut seit 10 Jahren die Projekte in Sambia. Später kamen das Gossner-Engagement in Uganda und damit die dortigen Projekte hinzu.

Tel.: 030 / 2 43 44-57 50
volker.waffenschmidt@gossner-mission.de

Andrea Boguslawski Sekretariat

Dreh- und Angelpunkt: Wer in der Geschäftsstelle anruft, landet zunächst bei Andrea Boguslawski. 2010 übernahm sie das Sekretariat der Gossner Mission.

Tel.: 030 / 2 43 44-57 50
andrea.boguslawski@gossner-mission.de

Jutta Klimmt Leitung Öffentlichkeitsreferat

Jutta Klimmt leitet das Referat, das für die Gossner Mission und den Kooperationspartner Berliner Missionswerk Öffentlichkeitsarbeit und Spendenwerbung betreut.

Tel.: 030 / 2 43 44-57 53
jutta.klimmt@gossner-mission.de

Dr. Thomas Fues Koordination Freiwilligenarbeit

Dr. Thomas Fues war 14 Jahre lang im Deutschen Institut für Entwicklungspolitik in Bonn tätig. In seinem Ruhestand unterstützt er die Gossner Mission in ihrer Freiwilligenarbeit.

Tel.: 030 / 2 43 44-57 56
thomas.fues@gossner-mission.de

1

3

5

7



1

2

3

4

5

6

7

2

Simone Kerstan-Lippert Buchhaltung

Wichtige Aufgabe im Hintergrund: Simone Kerstan-Lippert verantwortet seit 2016 die Buchhaltung des Werkes.

Tel.: 030 / 2 43 44-57 55
simone.kerstan-lippert@gossner-mission.de

4

Christian Reiser Direktor und Referent für die Auslandsgebiete

Im August 2015 kam Christian Reiser als Pfarrer der Ev. Landeskirche von Westfalen zur Gossner Mission nach Berlin.

Tel.: 030 / 2 43 44-57 51
christian.reiser@gossner-mission.de

6

Karin Döhne Koordination Indien und Nepal

Früher leitete Karin Döhne die Afrika-Abteilung bei Brot für die Welt. Heute im Ruhestand koordiniert sie die Gossner-Projekte in Indien und Nepal.

Tel.: 030 / 2 43 44-57 56
karin.doehne@gossner-mission.de

Gerd Herzog Öffentlichkeitsreferat

Gerd Herzog gehört dem gemeinsamen Öffentlichkeitsreferat der beiden Missionswerke an. Wir danken ihm für das schöne Team-Foto auf dieser Seite.

Tel.: 030 / 2 43 44 - 168
g.herzog@bmw.ekbo.de



Heidrun Fritzen Liaison Office Lusaka/Sambia

Heidrun Fritzen leitet das Verbindungsbüro der Gossner Mission in Lusaka und ist Landesmentorin der weltwärts-Freiwilligen in Sambia.

zambia@gossner-mission.de



Alexander Nitschke Verbindungsbüro Ranchi/ Indien

Alexander Nitschke fungiert in Ranchi als Verbindungsmann zwischen Gossner Mission und Gossner Kirche.

alex.nitschke@gossner-mission.de

Uwe Zimmermann Gemeindedienst

Uwe Zimmermann begleitet - als Mitarbeitender des Berliner Missionswerkes - auch die Gemeindekontakte der Gossner Mission. Bei der Fotoaufnahme war er gerade in Ostfriesland unterwegs.

Tel.: 030 / 2 43 44 - 166
uwe.zimmermann@bmw.ekbo.de

Hier
können Sie
helfen!

Damit das zarte

(TEE-)PFLÄNZCHEN

wächst

Ajoy und Sepha Terang stammen aus Karbi Anglong im indischen Bundesstaat Assam. Bislang leben viele Menschen hier traditionell in Dorfgemeinschaften im Wald. Ihr Dasein ist von jeher hart und beschwerlich. Und ihre frühere Lebensweise – Jahr für Jahr weiter ziehen und neue Flächen für die Landwirtschaft suchen – ist nicht länger möglich. Der Platz wird knapp in Karbi Anglong.

Denn die Bevölkerung wächst. Und Bergbauunternehmen und Holzfirmen beanspruchen immer größere Flächen für sich. So sehen sich die Karbi zusehends an den Rand gedrängt. Sie sind gezwungen, in stabilen Häusern zu wohnen, dauerhafte Landwirtschaft zu betreiben und sich nach neuen Einkommensquellen umzusehen. Doch das fällt ihnen schwer; es entspricht nicht ihrer Tradition. Zudem fühlen sie sich häufig isoliert. Eine Entwicklungsinitiative der Gossner

Kirche steht ihnen seit drei Jahren bei all diesen Problemen zur Seite.

Ajoy und Sepha Terang etwa sind Kleinbauern; sie besitzen ein wenig eigenes Land. Die Initiative hat ihnen Tee-Saatgut zur Verfügung gestellt. So konnten sie 10.000 Teepflanzen setzen und erste Gewinne erwirtschaften. Andere Dorfbewohner wollen es der Familie gleich tun, denn sie sehen, dass sich die Mühen lohnen. Ein Beispiel von vielen, das zeigt, dass das Projekt, das von der Gossner Mission mitgetragen wird, erfolgreich läuft und den Menschen in Karbi Anglong neue Perspektiven aufzeigt.

Gossner Kirche und Gossner Mission wollen das Projekt ausweiten. Noch mehr Menschen in der Region Karbi Anglong hoffen auf eine Perspektive für ihre Zukunft. Bitte unterstützen Sie sie mit Ihrer Spende! Herzlichen Dank.



Das Deutsche
Zentralinstitut
für soziale
Fragen (DZI)
bescheinigt:

Ihre Spende
kommt an!

Unser Spendenkonto:

Gossner Mission
Evangelische Bank
IBAN: DE35 5206 0410 0003 9014 91
BIC: GENODEF1EK1

Kennwort: Indien – Assam